1,80 DM / Band 477
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Tanzplatz der Verfluchten

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Tanzplatz der Verfluchten

John Sinclair Nr. 477

von Jason Dark

erschienen am 25.08.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Tanzplatz der Verfluchten

Plötzlich waren sie da! Bleiche Gebeine, schimmernde Knochen, ein Totenschädel dazwischen, und sie kamen mit der Geschwindigkeit eines Sturmwindes.

Kenneth Kudelke wußte nicht, was er noch machen sollte. Es gab nur die Flucht, und so rannte er weg, verfolgt von den Gebeinen, die mit gnadenloser Härte auf ihn einschlugen.

Es war schon Zufall, daß er seinen Wagen erreichte, starten konnte und wegfuhr. Doch die Geisterstimme ließ sich nicht vertreiben.

»Ich hole dich noch«, flüsterte sie, »warte es ab…«

Er hatte gewußt, wer ihn besuchen kam, er hatte seinem Gast durch Knopfdruck die Haustür geöffnet und jetzt auch die Wohnungstür, doch der Mann, der über die Schwelle taumelte, sah nur noch aus wie Kenneth Kudelke, ansonsten war er fertig, ausgelaugt, am Ende, und er stolperte in die ausgebreiteten Arme des blonden G-man Abe Douglas.

»Ken, was ist…?«

»Die Tür, Abe. Die Tür zu, verdammt!« keuchte Kudelke.

Douglas schloß die Wohnungstür. Kenneth lehnte an der Wand, wo das Telefon angebracht worden war. Er rang nach Atem. Sein Mund stand weit offen, sein Haar war feucht, das Gesicht zeigte an den Wangen dunkle Schatten. Bartstoppeln wuchsen auf dem Kinn. Kudelkes Kleidung sah schmutzig aus. Der breitschultrige Mann war einfach am Ende, das hätte jeder sofort gesehen.

»Nun komm erst mal in den Wohnraum. Da sprechen wir weiter«, schlug Abe vor.

»Du bist allein?«

»Ja, Ken.«

Kudelke schielte auf die Tür, als könnte er es nicht glauben. Abe Douglas war Menschenkenner genug, um nichts zu sagen. Er ging vor und schenkte seinem Bekannten einen Whisky ein. Mit dem Glas ging er wieder in den Flur. »Nimm einen Schluck, Ken.«

Kudelke trank. Er kippte das Zeug in den Rachen und schluckte es hastig hinunter. »Ja, das tat gut, aber es hilft nicht. Nichts hilft mehr, Abe. Gar nichts.«

»Komm rein! Im Wohnraum ist es bequemer.«

Kudelke zögerte nicht mehr. Er folgte seinem Bekannten. Douglas gab sich sehr gelassen. Innerlich war er gespannt, was Kudelke zu berichten hatte. Die beiden waren zwar nicht gerade Kollegen, aber Kenneth Kudelke arbeitete hin und wieder für das FBI. Er erledigte dann Spezialaufträge, die nicht ganz astrein waren. Die G-men brauchten dann nicht in Erscheinung zu treten.

So war es auch jetzt gewesen. Kudelke hatte einfach nur etwas nachprüfen sollen. In der Gegend nördlich von New York.

Er schlich in den Raum. Abe Douglas wohnte privilegiert. Das Apartment befand sich an der Ostseite des Central-Parks. Er konnte sowohl nach Osten als auch nach Süden schauen, da das Fenster über Eck gebaut worden war. Und wer dann noch sehr hoch lebte, wie eben G-man Abe Douglas, der besaß einen herrlichen Blick tief in das südliche Manhattan hinein, in Richtung Osten bis nach Brooklyn und Staten Island.

Abe hatte eine Platte auf dem Teller liegen. Frank Sinatra sang »My way.« Auch der Besucher hörte den Song, blieb stehen und nickte.

»Hast du was?« fragte Douglas.

»Ja, das Lied.«
»Was ist damit?«
»Es ist ein Schicksalslied. My way.« Kudelke drehte sich um. »Verdammt, Abe, das ist mein Schicksal. Ich habe es auch hinter mir, ich bin am Ende.«
Douglas schaute Ken an. Der Mann wirkte gebrochen. Sein Gesicht erinnerte in der Farbe an altes Schmalz. Von Sommersprossen war es regelrecht übersät. Die Lippen zitterten, und die dunklen Flecken im Gesicht wollten nicht weichen.
»Kann einer hier hereinschauen?« fragte Kudelke plötzlich.
»Nein, nicht direkt.«
»Das ist gut.«
Auch Abe nahm einen Whisky.
»Willst du noch einen?«
»Ja.« Kenneth trank und schielte zum Fenster. »Es ist gut, daß niemand hereinschauen kann, glaub mir.«
»Was hast du vor?«
Kudelke stellte das Glas weg. »Das wirst du gleich sehen. Eines sage ich dir. Wundere dich über nichts, einfach über gar nichts. Hast du verstanden?«
»Klar.«
Einen Augenblick später wunderte sich Abe Douglas doch, denn Kenneth Kudelke begann damit, sich auszuziehen. Er warf seine Jacke weg, öffnete die Knopfleiste des Hemdes und zog es aus. Die Hose folgte, das Unterhemd ebenfalls, so daß der Rothaarige nur mehr mit der Unterhose bekleidet; vor dem überraschten G-man stand, ihn anschaute und annickte.
»Ja und?« fragte Douglas.
»Mach Licht.«
»Es brennt…«
»Nein, mehr. Du hast Strahler.«
»Ja, stimmt.« Sie bildeten eine Linie und waren an einer Schiene unter der Decke befestigt. Douglas knipste sie an. Ihre harten Strahlen fielen schräg zu Boden und stachen wie Lanzen gegen Kenneth Kudelke.
»Komm näher, Abe. Tritt dicht an mich heran. Dann kannst du es sehen. Schau genau hin. Ich sehe im Gesicht ebenso aus wie am Körper. Komm schon, komm…«
Er hatte es eilig, und Douglas tat ihm den Gefallen. Er blieb so dicht vor Kudelke stehen, daß er diesen genau anblicken konnte. Sein Blick streifte den Körper. Er begann am Kopf, glitt weiter über die Brust, die klar und deutlich im Licht der Strahler lag.
»Was siehst du?«
»Deine Haut ist hell, Ken. Aber nicht überall. Du bist eigentlich mehr

ein Albino-Typ, sorry, wenn ich das sage, aber…«

»Das ist gut, Abe, sogar sehr gut. Da kannst du wenigstens mehr sehen und alles auch genauer.«

»Ja, die Flecken.«

»Richtig, Abe, die Flecken. Sie sind überall auf dem Körper.« Ken sprach über den Rücken des G-man hinweg. »Sie befinden sich wie Inseln auf dem Rücken, der Brust, den Beinen und den Armen. Blutunterlaufene Flecken, Rückstände…«

»Bist du geschlagen worden, Ken?«

»Ja, du hast es erfaßt. Man hat mich geschlagen. Rücksichtslos. Ich wurde regelrecht verprügelt. Mir tat und mir tut alles weh. Ich habe das Gefühl, mich überhaupt nicht richtig bewegen zu können. Es ist scheußlich, wenn du verstehst.«

»Kann ich mir vorstellen. Aber was soll das, Ken? Wer hat so etwas getan?«

»Wer?« Kudelke trat einen Schritt zurück, und Abe richtete sich auf, so daß er in das Gesicht seines Bekannten schauen konnte. »Ich war da, wo ihr mich hingeschickt habt. Ich habe das Gelände gesehen und geprüft. Aber ihr habt mich nicht gewarnt, ihr Hundesöhne. Ich habe in der Nacht miterlebt…«

»Wovor hätten wir dich warnen sollen?«

Kenneth Kudelke begann schrill zu lachen, trank einen Schluck und putzte Tropfen von der Lippe.

»Ich habe sie gesehen. Sie waren plötzlich da, sie schwebten in der Luft, Abe, und sie fingen an, auf mich einzuprügeln. Sie schlugen wie die Irren. Sie hämmerten auf meinen Körper, erwischten meinen Kopf, sie… sie…«

»Wer denn, Kenneth?«

Kudelke bekam einen starren Blick. »Das will ich dir sagen, verdammt. Es waren die Knochen. Die Gebeine, die Teile der Skelette. Sie tanzten vor, hinter und neben mir. Sie waren überhaupt nicht aufzuhalten, verstehst du das?«

»Nein.«

Kudelke winkte ab. »Die Knochen kamen aus dem Nichts. Sie zerhämmerten mich. Sie prügelten auf mich ein, sie schlugen mich zusammen, sie waren brutal. Ich konnte mich nicht wehren, obwohl ich die Arme hochgerissen hatte.«

»K… Knochen?«

»Ja, bleiche Gebeine. Ich wußte nicht, wo sie herkamen. Jedenfalls waren sie da, und mir, Abe Douglas, ging es so dreckig, daß ich dich verflucht habe. Dich und den verdammten Job, den du mir aufgehalst hast. Ich weiß jetzt noch nicht, wie ich wegkam. Die Knochen verfolgten mich bis zu meinem Wagen. Ich höre jetzt noch ihr Hämmern, als sie gegen die Karosserie hieben.«

Douglas rieb über sein Kinn. »Knochen also«, sagte er leise und schüttelte den Kopf. »Das ist fast der perfekte Wahnsinn.«

»Leider stimmt es.«

»Aber du bist weggekommen.«

»Sicher. Ich konnte fliehen. Irgendwann habe ich dann angehalten, bevor ich mich zu dir durchschlug. Du hast mir schließlich diesen verdammten Job verschafft.«

»Er war harmlos.«

Kenneth Kudelke lachte auf. »Das dachte ich auch.« Er deutete auf seinen Körper. »Bis ich die verdammten Gebeine sah und die Knochen auf mich einschlugen. Dann war alles aus, verstehst du?« Er wischte durch sein Gesicht. »Es ist ein Wunder, daß ich überhaupt weggekommen bin.«

»Setz dich doch.«

»Willst du die blauen Flecken nicht mehr bei mir sehen. Oder glaubst du mir etwa nicht?«

»Doch, doch, du bist geschlagen worden.«

»Von Knochen. Von tanzenden Gebeinen.« Kudelke hatte sich vorgebeugt und starrte Douglas ins Gesicht.

»Das ist eben die Frage«, sagte der G-man.

»Ach nein.« Kudelke nickte heftig. »So kommst du mir also. Willst mir nicht glauben, aber du hast mich in diesen verdammten Job hineingebracht, Abe.«

Der G-man hob die Schultern. »Verstehe mich doch, Ken. Wenn ich einen Bericht schreibe und erwähne, daß du von irgendwelchen Skeletten angegriffen worden bist…«

»Knochen, Abe, Knochen. Gebeine, wenn du es genau wissen willst. Es waren Gebeine.«

»Egal, was dich da geputzt hat. Ob Knochen oder Gebeine. Das ist alles unwahrscheinlich. So etwas kann ich nicht schreiben. Das mußt du begreifen. Verdammt, du bist schon länger in dem Job.«

Douglas ballte die Hand und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Kudelke zog sich wieder an. »Was sollen wir tun? Mach einen Vorschlag, Douglas.«

»Nichts. Wir behalten es für uns. Es bleibt unser Geheimnis.« Der FBI-Mann grinste.

Kudelke zog sich weiter an und knöpfte sein Hemd zu. »Sag mal, kommst du dir dabei eigentlich nicht blöd vor?«

»Ein wenig schon.«

»Dann gib die Sache weiter, verflucht!«

»Kann ich nicht, Ken.«

Kudelke ließ sich in einen Sessel fallen und federte wieder hoch. »Klar, das kannst du nicht. Ihr könnt erst eingreifen, wenn ich tot bin. Wenn man mich erschlagen hat.«

Ken hatte spöttisch gesprochen, aber Douglas blieb ernst. »So sieht es fast aus, mein Lieber. Ja, wir können tatsächlich erst eingreifen, wenn dir etwas zugestoßen ist.«

»Davon habe ich nichts mehr.«

»Schon gut, Ken. Du stehst noch unter Druck. Betrachte die Sache mal nüchterner.«

»Ich bin nicht betrunken.«

»Das weiß ich. Doch wie soll ich meinen Vorgesetzten erklären, woher die Knochen kamen?«

Kudelke starrte auf das Fenster. Im Hintergrund sah er den Schatten eines hohen Hauses. An der Breitseite stand ein Fenster neben dem anderen. Nicht alle waren erleuchtet. Die helleren bildeten ein unregelmäßiges Muster in der Fassade. Kudelke hatte den Eindruck, in ein riesiges Gesicht zu schauen. »Sie waren da«, flüsterte er. »Urplötzlich schwebten sie vor mir und schlugen zu. Ich habe auch noch eine ferne Musik gehört. Keine Musik, wie wir sie kennen, nein, Trommelklang, auch nicht von einem Disco-Drummer. Anders, verstehst du? Weiter entfernt, ein Klang, wie… wie, ich weiß eben nicht.«

»Hast du noch mehr gehört?« fragte Abe Douglas.

»Ja, Stimmen. Sie sprachen wirres Zeug, ich konnte sie nicht verstehen. Sie waren flüsternd und zugleich krächzend. Mir lief ein Schauer nach dem anderen über den Rücken. Und dann war da noch etwas.« Kudelke schaute ins Leere, aber er dachte nach. »Zuerst habe ich ihn nicht richtig gesehen, später deutlicher. Ich hörte ihn auch sprechen. Er sagte etwas von einem bösen Mann.«

»Wie sah er aus?«

Kudelke schaute Douglas starr an.

»Woher weißt du, daß ich ihn gesehen habe?«

»Ich kann es mir denken.«

»Ja, Abe, ich sah ihn.« Kenneth nickte heftig. »Er wirkte furchtbar und schrecklich. Er bestand fast nur aus einem Gesicht. Übergroß und auch bunt angemalt. Grausam, sage ich dir. Angemalt, verstehst du?«

»Eine Fratze?«

»Richtig.«

»Und?«

»Er strahlte das Böse ab. Er war fürchterlich. Er wollte… ja, er wollte mich töten. Verschlingen, fressen, was weiß ich. Es war der böse Mann, wie er sagte.«

»Ihn hast du verstehen können?«

»Natürlich. Die Knochen umtanzten mich, und sie schlugen mich auch, als der böse Mann kam.«

»Hat er sie dirigiert? War der böse Mann ihr Anführer? Oder wie soll ich die Sache sehen?«

»Ich habe keine Ahnung. Überhaupt nicht, wenn du das meinst. Er war gleichzeitig da und auch ein Geist. Er hatte Einfluß auf mich. Ich spürte es für einen Moment. Ja, Abe, ich glaube, er hätte mich fertigmachen können, ohne daß ich mich wehre.«

Douglas drehte sein Glas zwischen den Fingern. »Und was hast du getan, daß es überhaupt soweit kam?«

»Gar nichts. Ich bin in dieses Gebiet gefahren, getreu deinem Auftrag. Ich habe dort mit Leuten gesprochen…«

»Hast du etwas von dem Projekt verraten?«

»Nein, natürlich nicht. Ich bin auch nicht dazu gekommen, alles genau auszukundschaften. Ich war froh, daß ich verschwinden konnte und noch lebe. Obwohl…« Kudelke hob die Schultern und sprach nicht mehr weiter.

»Was ist damit?«

»Obwohl ich glaube, daß für mich noch nicht alles vorbei ist.«

»Was soll das denn schon wieder?«

»Der böse Mann hat mir einiges versprochen. Er will mich nicht entkommen lassen.«

Douglas dachte praktisch. »Hat er dich verfolgt?«

Kudelke strich über seine Stirn und verzog die Lippen, weil er zu hart auf einen grün schimmernden Hautfleck gedrückt hatte. »Ich konnte ihn nicht genau sehen, gehe aber davon aus. Ja, ich glaube, er hat mich verfolgt. Ich bin mir sogar sicher.«

»Wo hast du ihn entdeckt?«

»Überhaupt nicht.«

»Wie kannst du dann…?«

Ken sprang auf und winkte ab. »Ja, ich weiß selbst, daß meine Worte auf tönernen Füßen stehen, aber so ist das nun einmal. Ich bin einfach nach meinem Gefühl gegangen, und dieses Gefühl sagt mir eben, daß ich richtig liege.«

»Du fühlst dich also in Gefahr?«

»So ist es.«

»Und was willst du jetzt machen?«

Kenneth. Kudelke hob die Schultern und schritt auf das Eckfenster zu. »Ich weiß es noch nicht. Zunächst einmal möchte ich dich bitten, die Nacht über bei dir bleiben zu dürfen.«

»Das ist kein Problem.«

»Ich habe nämlich Angst, in meine Wohnung zu fahren. Du weißt selbst, daß ich sonst kein ängstlicher Mensch bin, aber in diesem Fall sieht das alles anders aus. Abe, ich bin zum erstenmal mit Dingen in Berührung gekommen, für die ich keine Erklärung habe. Sie waren unheimlich, geisterhaft, nicht zu fassen, aber bedrohend, einfach grausam, mein Leben hing plötzlich an einem seidenen Faden.« Er blieb vor dem Fenster stehen und starrte in die Dunkelheit.

»Keine Frage, Ken, du bleibst hier. Morgen sehen wir dann weiter. Wenn du eine Nacht drüber geschlafen hast, sieht die Welt wieder anders aus.«

»Das sagt man so.«

»Ich glaube daran.«

Kudelke hob die Arme und preßte beide Handflächen gegen die Scheibe. Abe Douglas starrte auf den breiten Rücken des Mannes. Er war ein Kerl wie ein Baum, ihn haute eigentlich so leicht nichts um, dennoch steckte die Angst tief in ihm, und das begriff Douglas nicht so recht. Er zweifelte außerdem noch immer an den Erzählungen seines Bekannten, obwohl er zugeben mußte, daß es tatsächlich Dinge gab, für die man kaum eine Erklärung fand. Das hatte er schon einige Male erlebt, zuletzt bei einem Fall, der New York erschüttert hatte, als Polizisten zu blutsaugenden Vampiren geworden waren.

Ken veränderte seine Haltung. Er senkte den Kopf ein wenig, weil er in die Tiefe der Straßenschluchten schauen wollte, die ihm vorkamen wie düstere Canyons, durch die nur im unteren Drittel ein heller Schein geisterte, hervorgerufen durch die Scheinwerfer der rollenden Wagen.

Abe Douglas schrak zusammen, als sich sein Besucher hastig umdrehte und ihn anstarrte. Er wurde bleich.

»Was hast du, Ken?«

»Er… er ist da.«

»Wer?«

»Der böse Mann.«

Abe Douglas stand auf. Sein starrer Blick verriet Unglauben. »Was sagst du? Sie sind da?«

»Nein, er!«

»Wo?«

»Da unten, Abe. Er lauert da unten.«

Douglas stand jetzt neben Kudelke. »Und du hast ihn dort gesehen?«

Ken saugte die Luft ein und bewegte beide Arme kreisförmig. »Nicht direkt, weißt du. Ich habe nur erkannt, daß er mich belauert. Irgendwo da unten hält er sich auf und lauert auf mich. Ich sah für einen Moment ein farbiges Etwas. Eine Maske, eine Fratze. Sie strahlte das Böse ab. Das absolut Böse. Wer so etwas hinter sich hat wie ich, der merkt das genau. Der böse Mann kann durch nichts aufgehalten werden. Er wird mich fressen und verschlingen.«

Douglas bedachte seinen Besucher mit einem skeptischen Blick, bevor er neben ihn trat, sich vorbeugte und ebenfalls einen Blick aus dem Fenster in die Tiefe warf.

»Sorry, aber ich kann nichts erkennen. Da ist alles normal. Fahrzeug hinter Fahrzeug. Abgase, Dreck, Lichtreklamen, Fußgänger, dann der dunkle Park…«

»Er war da.«
»Wo denn?« Douglas fuhr herum.
»Unten, sage ich dir. Gegenüber. Ich habe… daaa…!« Plötzlich brüllte Kudelke los. Er sprang zurück, streckte gleichzeitig den Arm aus, und sein Zeigefinger deutete auf die Scheibe.
»Da ist er!«
Douglas bekam einen starren Blick. Kudelke hatte nicht gelogen. Hinter dem Fenster schwebte tatsächlich ein fürchterliches Gesicht mit kalten, tödlichen Augen!

***

Es war einfach da und verbreitete Angst trotz des geschlossenen Fensters.
Abe Douglas glaubte zuerst an einen Ballon, den jemand an einem Band zum Fenster hatte aufsteigen lassen.
Das Gesicht war breit, gleichzeitig gelb und schwarz gestreift, aber die Streifen gingen ineinander über. Ein breiter Mund klaffte zwischen den beiden Farben, dahinter begann der schwarzrote Schlund. Die Haare, ein Wirrwarr, sahen aus wie eine Perücke, eigentlich machte dieses Gesicht einen lächerlichen Eindruck, doch der G-man hütete sich davor, falsche Schlüsse daraus zu ziehen.
»Der böse Mann!« hörte Abe seinen Besucher stöhnen. »Es ist der böse Mann, und er ist gekommen, um mich zu töten. Er will mich holen. Verdammt, ich spüre es. Der böse Mann…«
Douglas wußte nicht, was er von dieser Erscheinung halten sollte. Allerdings faßte er sie nicht als einen Scherz auf. Dafür hatte Kudelke einfach zu schlimme Dinge erlebt. Ihm war diese Gestalt schon zuvor begegnet. Und jetzt war sie gekommen, um Kudelke zu holen.
Die Maske rührte sich nicht. Es war auch nicht zu erkennen, ob sie einen Körper besaß, denn sie schloß praktisch mit ihrem Kinn in Höhe der Fensterbank ab.
Der G-man warf seinem Besucher einen knappen Blick zu. Er kannte Kudelke schon seit einiger Zeit. Noch nie aber hatte er ihn so ängstlich gesehen wie in diesen Augenblicken. Das Auftauchen der Maske hatte ihn völlig aus dem Konzept gebracht. Er rührte sich nicht, hielt die Arme halbhoch und gleichzeitig angewinkelt, so daß er die Hände über dem Kopf zusammenschlagen konnte, als wollte er sich vor irgendwelchen Schlägen schützen.
Abe Douglas ging zurück. »Okay, Kenneth, rühr dich nicht. Mach keinen Unsinn. Bleib einfach stehen. Ich hole meine Kanone…«
Kudelke rührte sich nicht.
»Hast du verstanden?«
»Ja«, hauchte Ken. »Ja, ich habe verstanden. Ich… ich fürchte nur, daß es wenig Sinn haben wird. Man kann ihn nicht mit einem

Revolver erschrecken. Das geht einfach nicht.«

»Abwarten.«

Der G-man ging rückwärts und behielt diese Gangart auch bei, so konnte er die schreckliche Maske vor der Scheibe genau im Blick behalten und jede Bewegung erkennen.

Noch rührte sie sich nicht. Mit jeder Sekunde, die verstrich, gewann Douglas die Sicherheit zurück.

Seine Dienstwaffe befand sich im Schlafzimmer, wo er auch das Jackett über das Bett geworfen hatte. Daneben lag sie zusammen mit der Halfter.

Douglas hatte den Wohnraum kaum verlassen, als er sehr schnell wurde. Er drehte sich um, stieß die nächste Tür an der linken Seite auf und sprang in den Raum.

Der nächste Sprung brachte ihn bis dicht an das Bett. Mit einem zielsicheren Griff hatte er den 38er Smith & Wesson aus der Halfter gerissen, ging den gleichen Weg zurück und kam nur bis zum Flur, da hörte er den schrillen Schrei.

Kenneth Kudelke hatte ihn ausgestoßen. Er mußte in Gefahr schweben, und als Douglas den Wohnraum betrat, hatte sich kaum etwas verändert, bis auf die Haltung seines Freundes.

Er war etwas zurückgegangen und stand vor dem Fenster.

Wahrscheinlich wollte er durch die Scheibe springen.

»Ken, nein!«

Kudelke hörte nicht. Sein Blick war auf die Maske fixiert, deren Augen jetzt ebenfalls in einem Schwarzgelb leuchteten und an kalte Laternen erinnerten.

Ken startete. Auf direktem Weg rannte er auf das Fenster zu.

Auch Douglas blieb nicht stehen. Von der Seite her rannte er Kudelke in den Weg, er wollte sich gegen ihn werfen und den Mann aus dem Laufrhythmus bringen, doch Kudelkes Rundschlag mit dem linken Arm erwischte Douglas unvorbereitet am Hals und schleuderte ihn zurück.

Abe fiel über den Tisch, riß den Aschenbecher und die beiden Gläser zu Boden, die nicht zerbrachen, obwohl er einen lauten Knall hörte.

Die Scheibe splitterte!

Der G-man schnellte hoch, blieb aber in halb stehender und halb kniender Haltung, weil er einsah, daß er nicht mehr helfen konnte. Kenneth Kudelke hatte sich den Tod selbst ausgesucht.

Er sah aus, als wollte er von einem Sprungbrett aus in das Wasser hineinspringen. Seine Füße und einen Teil der Beine konnte Douglas gerade noch erkennen, das war alles. Die Scherben rieselten ebenso in die Tiefe wie der Körper, und Abe schloß die Augen.

Dann rannte er zum Fenster, streckte den Kopf hindurch, spürte im Gesicht den peitschenden Wind, der auch in seine Augen biß, und

starrte an der glatten Fassade entlang nach unten in die düstere Straßenschlucht.

Da irgendwo mußte Kudelke liegen. Leider wohnte Abe so hoch, daß er den Toten nicht erkennen konnte. Daß Ken tot war, lag auf der Hand. Einen solchen Sturz überlebte niemand.

Der böse Mann war verschwunden!

Keine Fratze mehr, keine Angst, die in den Raum hineinstrahlte, und dennoch fühlte sich Abe Douglas verdammt mies, als er kehrtmachte, sein Jackett mitnahm und die Waffe in den Hosenbund schob. Er verließ die Wohnung, rannte zum Lift und hatte natürlich das Pech, auf eine Kabine warten zu müssen.

Sie kam schließlich, war besetzt. Abe drängte sich hinein, die beiden Frauen starrten ihn an, doch Douglas kümmerte dies nicht. Viel zu lange dauerte ihm die Fahrt nach unten.

Natürlich hatte man in der Halle inzwischen bemerkt, was vorgefallen war. Der Portier war noch aufgeregter als die Zeugen. Er schrie nach der Polizei und auch, daß es eine Schande war, daß jemand aus seinem Haus Selbstmord verübt hatte.

Douglas kümmerte sich nicht darum. Er lief nach draußen, unter dem Baldachin hinweg, und wandte sich nach rechts, wo der Tote liegen mußte.

Ken Kudelke war nicht zu sehen. Dafür die Neugierigen, die einen dichten Pulk um ihn gebildet hatten und keinen durchlassen wollten. Mit Hilfe seiner Ellenbogen verschaffte sich Douglas den nötigen Platz, achtete auch nicht auf die Protestierer und sagte ein paarmal das Wort Polizei. Endlich stand er neben dem Toten und kniete sich einen Moment später hin. In der Nähe lagen die Splitter. Sie hatten sich über die ganze Fahrbahn verteilt.

Niemand konnte Kudelke mehr helfen. Er lag verkrümmt auf dem kalten Pflaster des Gehsteigs.

Zwischen Schulter und Hals entdeckte Douglas eine Blutlache, die sich allmählich ausbreitete.

Der G-man stand auf. Sein Gesicht wirkte grau. Der grüne Schein eines Reklamelichts streifte seine linke Schulter.

Jemand fragte: »Ein Freund von Ihnen, Mister?«

»So ungefähr.«

»Sie hätten achtgeben sollen. Aber so ist diese Stadt. Wer nicht von ihr gefressen wird, der bringt sich selbst um.«

Abe achtete nicht auf den Schwätzer. Zwei Uniformierte waren erschienen. Sie drängten die Gaffer zur Seite. Einer der beiden war ein Schwarzer.

»Wissen Sie Bescheid, Mister?«

Douglas zeigte seinen Ausweis. »Oh.« Der Farbige schob die Schirmmütze noch tiefer in die Stirn.

»Die Konkurrenz ist schon da.«

»Zufall, Patrolman.« Abe deutete an der Hauswand hoch. »Er hat sich aus meiner Wohnung gestürzt.«

»Nur so?«

»Ja, nur so. Holen Sie einen Wagen, damit die Leiche abtransportiert werden kann.«

Der Farbige schickte seinen Kollegen, der ihm wohl unterstand. Abe suchte nach Zigaretten, fand noch zwei in der Packung und schob sich eine Filterlose zwischen die Lippen. Er rauchte nicht oft, jetzt aber brauchte er das Stäbchen.

Die Umwelt nahm er nicht wahr, als er gedankenverloren dem Rauch nachstarrte. Die große Kälte war glücklicherweise vorbei. Schnee lag nicht mehr auf den Straßen, aber der Wind fiel noch immer kalt in die Straßenschluchten.

Es kamen die Vorwürfe. Abe hätte den Aussagen mehr Gewicht beimessen müssen. Aber wie hätten andere Personen an seiner Stelle reagiert? Wohl kaum so, wie es eigentlich richtig gewesen wäre.

Nein, die Aussagen hatten zu unwahrscheinlich geklungen. Knochen, die in der Luft tanzten und gleichzeitig zuschlugen. Dazu eine ferne Trommelmusik, der böse Mann, den es tatsächlich gab.

Er war auch indirekt der Mörder Kudelkes. Er hatte sich gezeigt und ihn gelockt, den Mann in den Bann geschlagen, so daß er sich nicht mehr wehren konnte.

Der farbige Patrolman stieß Abe an. »Und Sie wissen wirklich nicht mehr, Sir?«

»Nein!«

»Was soll ich ins Protokoll schreiben?«

»Das erledige ich schon.«

Der farbige Cop bedankte sich, während Abe Douglas sich den Leuten zuwandte, die aus dem Führerhaus eines grauen Kastenwagens kletterten und eine Plane ausbreiteten, auf die sie die Leiche legen wollten.

»Nehmen Sie den Toten mit«, sagte Douglas. »Es war einwandfrei Selbstmord. Ich bin Zeuge.«

»Und wer sind Sie?«

Douglas wies sich aus.

Damit war alles erledigt. Der G-man schaute noch zu, wie der Tote auf die Plane gelegt und anschließend im Wagen verstaut wurde. Einer der Männer kehrte noch mal zurück und kippte Sägespäne über die Blutlache.

Abe schaute dabei zu. Trübe Gedanken durchflossen ihn. Das also bleibt von einem Menschen zurück. Eine Blutlache mit Sägespänen, damit niemand ausrutschen kann.

Die Menschen schlugen noch einen Bogen um den direkten Ort des

Geschehens. Irgendwann jedoch würden sie in die Lache treten. In New York vergaß man schnell.

Nicht so Abe Douglas. Durch den Tod seines Mitarbeiters hatte er eine Verpflichtung übernommen.

Kenneth Kudelke war kein G-man gewesen. Er gehörte zu den Leuten, die unterhalb der offiziellen Szene arbeiteten, die man ins Vorfeld schickte, um zu ermitteln.

Er hatte sein Leben verloren, doch sein Tod war für Douglas eine Verpflichtung.

In seiner Wohnung war es kalt. Er betrat sie mit gezogenem Revolver, durchsuchte zunächst die Zimmer, fand sie leer und ließ sich im Wohnraum nahe des zweiten Telefons in einen Sessel fallen.

In New York arbeiteten auch Handwerker rund um die Uhr. Er rief einen Glaser an, der versprach, noch in der Nacht seine Leute vorbeizuschicken. Eine genaue Zeit konnte er nicht sagen. Es war Douglas auch recht so, weil er noch einen weiteren Anruf tätigen wollte. Ein Gespräch nach Übersee, nach London.

Er hatte es sich genau überlegt und hoffte, daß er John Sinclair erreichte. Kenneth Kudelke war kein Spinner gewesen, obwohl Abe ihn zunächst dafür gehalten hatte. Er hatte sich die Maske nicht eingebildet, es gab sie, Und Abe Douglas, der sich auf seinem Sessel drehte und zum Fenster schaute, sah plötzlich das grinsende Gesicht des bösen Mannes.

Für einen Moment saß er unbeweglich. Dann riß er seine Waffe hoch und feuerte.

Die Kugel schlug in den Schädel, doch sie tat ihm nichts. Er blieb so stehen, wie er erschienen war, bis er sich urplötzlich fallen ließ und verschwand.

Als Abe Douglas das Fenster erreichte, war vom bösen Mann nichts mehr zu sehen.

»Ich kriege dich noch«, flüsterte Douglas. »Sei dir nicht zu sicher, böser Mann…«

***

»New York, New York«, sang Frankie-Boy und stimmte damit die Passagiere richtig ein, die Kopfhörer aufhatten und sich von Musik berieseln lassen wollten.

Auch ich hatte mir den Kopfhörer übergestreift und hörte mir dieses Lied an.

Das Reisen riß einfach in der letzten Zeit nicht ab. Ich war selbst gespannt darauf, wann ich wieder einen Fall in London lösen könnte. Da hatte es Suko besser. Er war zurückgeblieben, obwohl er hätte mitfliegen können, doch er wollte die Stellung halten, auch wenn das Wetter mehr als ungemütlich war.

Viel besser sollte es in New York auch nicht sein, hatte ich mir sagen lassen, wenigstens hatten wir keinen Nebel wie auf unserer Insel. Der war in den letzten Tagen zu einer wahren Katastrophe geworden, aber mich sollte er nicht mehr berühren.

Im Westen erschien die amerikanische Ostküste. Ein grauer Streifen, der immer deutlicher wurde, Konturen bekam, sich aus Buchten und Landzungen zusammensetzte, an denen Städte, Dörfer und auch Feriensiedlungen lagen. Zwar nicht so sehr von der Sonne verwöhnt, aber die New Yorker schworen auf ihre Umgebung.

Das sollten sie meinetwegen.

Ich schnallte mich wieder an, nahm den Kopfhörer ab und erwartete die Landung. Neben mir saß ein junger Mann, der bis vor kurzem den gesamten Flug über in seinen Papieren geblättert hatte, die er einem Aktenkoffer entnahm. Ein Yuppie, ein dienstgeiler Karrieretyp, der auch noch auf dem Flug arbeitete. Wir hatten während der Zeit nicht ein einziges Wort gewechselt.

Auch jetzt lehnte er sich mit einer eckig wirkenden Bewegung zurück und starrte ins Leere.

Es spielte keine Rolle, wo man hinflog, vor der Landung breitete sich in jeder Maschine die gleiche Atmosphäre aus. Die Gespräche versiegten, jeder hing seinen Gedanken nach, viele drückten die Daumen, daß alles klappte, und das Gefühl der Spannung schwebte unsichtbar über den Köpfen der Menschen.

Der Jet verlor an Höhe. Als guter Flugkapitän sorgte der Pilot dafür, daß alles sehr langsam, sicher und auch bedächtig ging. Das Aufsetzen war kaum zu spüren. Ich schaute aus dem Fenster und sah die Aufbauten des gewaltigen Kennedy Airports. Maschinen starteten, andere landeten, hier war immer was los, ob Nacht oder Tag.

Mich hatte der Anruf eines Freundes nach New York gelockt. Wenn Abe Douglas mich anforderte, tat er dies nicht zum Spaß. Beim letzten Fall, den wir gemeinsam erlebt hatten, wäre es ihm, Suko und mir fast an den Kragen gegangen, denn die Vampir-Polizei war verflucht gefährlich gewesen.

Das Heulen der Triebwerke vernahm ich nur gedämpft. Die Gespräche wurden wieder aufgenommen. Erleichterung breitete sich aus. Ein Kind begann laut zu lachen.

Die Stewardeß verabschiedete sich und gab noch bekannt, daß sich die Besatzung einschließlich des Kapitäns freuen würde, die Passagiere wieder einmal an Bord begrüßen zu können.

Bei mir war das sicherlich der Fall, denn ich wollte wieder zurück nach London.

Zuvor hieß es allerdings, die Probleme in New York aus dem Weg zu räumen. Am Telefon hatte mir Abe Douglas stichwortartig erklärt, um was es ging.

Ich hatte von schlagenden Knochen gehört und von einem bösen Mann, der sein Unwesen trieb.

Mir war es im Prinzip egal. Ich wollte nur nicht wieder verheiratet werden, wie vor kurzem, als mich meine Totenbraut fast dazu gebracht hätte.

Da ich Zeit hatte, befand ich mich unter den letzten Passagieren, die die Maschine verließen. Mein Nebenmann war schon vorgestürmt. Auf ihn wartete sicherlich der Schreibtisch.

Ich sah das lockerer.

So etwas wie Gepäckkontrolle gab es bei mir nicht, denn zwischen den Beamten sah ich das Gesicht eines blonden Mannes, der sich auf die Zehenspitzen gestellt hatte, um nach mir Ausschau zu halten. Wir sahen uns zur gleichen Zeit. Abe winkte, gab einem Kollegen vom Zoll Bescheid, der mir eine Schranke öffnete, durch die ich gehen konnte.

»Na endlich, du alter Geisterjäger. Hat dich London entlassen?«

»Mit blutendem Herzen.«

»War es so schlimm?«

»Nein.« Ich strahlte ihn an. »Irgendwie freue ich mich auf deine Stadt, trotz allem.«

»Ist doch auch etwas.«

»Ja, und was machen wir jetzt?«

»Wir gönnen uns erst einmal einen Schluck. Dann essen wir was. Der böse Mann läuft uns schon nicht weg.«

»Hunger habe ich auch. Aber bitte keine Hamburger-Bude.«

»Ich weiß. John, damit seid ihr auch in London reichlich gesegnet.«

»Du sagst es.«

Wir fanden ein kleines Ecklokal mit Blick auf das Rollfeld. Die beiden Kellnerinnen trugen schicke Fräcke und scharf gebügelte Hosen. Kaffee gab es fast umsonst. Man zahlte nur die erste Tasse.

Ansonsten schenkten die Damen nach.

An einen Tisch wollte ich nicht. Die halbrunde Theke sah gemütlicher aus. Hinter ihr bediente ein mandeläugiges Wesen, das mich an die verschwundene Shao erinnerte. Ich bekam leichtes Magendrücken und atmete scharf durch die Nase.

»Hast du was, John?« fragte Abe, der sich neben mir auf den braunen Lederhocker drehte.

»Nein, nichts. Es war vielleicht der Flug. Mein Kreislauf muß sich stabilisieren.«

Der G-man hob die Kaffeetasse. »Willkommen in der Stadt der Städte, John.«

»Ja, danke.« Ich trank die Tasse halbleer. »Was macht der Broadway?« fragte ich.

»Im Moment wird kein Grusical aufgeführt.« Abe Douglas lachte leise. »Das hast du doch gemeint oder?«

»Klar.« Ich schlug die Karte auf, ohne das Gedruckte zu lesen. »Von Laurie Ball hast du auch nichts mehr gehört?«

»Nein, keine Spur.«

»Das hatte ich mir gedacht. Uns ist es ähnlich ergangen. Sie ist und bleibt verschwunden.«

»Dafür haben wir jetzt den bösen Mann.«

Ich schielte ihn von der Seite her an. »Wie schlimm ist er, Abe?«

»Bestell dir erst mal etwas zu essen.«

Ich entschied mich für Eier und Schinken sowie ein Glas Orangensaft. Die Mandeläugige bedankte sich lächelnd und gab die Bestellung durch. Zur Küche hin führte eine Durchreiche.

»Also, Abe, wie war das mit dem bösen Mann?«

»Er ist eine Legende.«

Ich schaute auf meinen Kaffee. »Hier in New York?«

»Nein, weiter nördlich. Auf dem flachen Land gewissermaßen. Du kennst die Neu-England-Staaten?«

Ich lachte. »Wer kennt die nicht als Engländer?«

»Da eben findet man die Sage vom bösen Mann. Sie stammt aus einer alten Indianer-Erzählung. Früher lebten dort zahlreiche Stämme. Huronen, Irokesen…«

»Und welcher Stamm hatte den bösen Mann?«

»Die Irokesen.«

»Die Waldindianer also«, sagte ich mehr zu mir selbst. »Viel weiß ich darüber nicht.«

»Da können wir uns die Hand reichen.«

»Ich glaube, das brauchen wir auch nicht. Sag mir nur, Abe, was hat der Mann, der sich aus dem Fenster gestürzt hat, dort zu suchen gehabt?«

Abe bekam einen roten Kopf. »Das ist eine sehr komplizierte Geschichte. Außerdem ist es eine geheime Kommandosache.«

»Darf ich sie auch nicht wissen?«

»Natürlich wirst du eingeweiht.«

Mein Frühstück kam. Ei und Schinken dufteten herrlich und waren auf einem braunen Teller verteilt.

»Laß es dir schmecken, John.«

Ich kaute schon und nickte. »Du kannst ja inzwischen das Geheimnis lüften.«

»Ich habe von einer übergeordneten Stelle einen bestimmten Auftrag bekommen. Nichts Gefährliches eigentlich, aber dennoch etwas Brisantes. Ich sollte herausfinden, wie es mit einem bestimmten Gelände nördlich von New York aussieht. Wie groß es genau ist, wie viele Menschen dort wohnen, wie die Natur beschaffen ist, die Infrastruktur, aber ich sollte den Auftrag nicht selbst übernehmen, sondern ihn an eine vertrauenswürdige Person weiterleiten. Und das

war Kenneth Kudelke.«

»Hatte er dein Vertrauen?«

»Sicher. Er war Emigrant. Vor zehn Jahren ist er aus Polen geflohen, wollte immer zur Polizei, aber du weißt ja, wie das ist. Es gab Vorurteile, dann den Einstellungsstopp, und so arbeitete er eben inoffiziell für uns.«

»Als Spitzel oder V-Mann?«

»Im Prinzip ja. Er trieb sich in der Emigranten-Szene herum, die auch von Agenten unterwandert wird. Kudelke war absolut loyal. Man konnte sich hundertprozentig auf ihn verlassen, deshalb auch dieser andere Auftrag.«

Ich spülte Eisreste mit Saft herunter. »Komm endlich zur Sache, Abe! Ich halte schon den Mund.«

Der G-man spielte mit einem Streichholz. »Das mußt du auch, sonst kann es mich den Job und noch mehr kosten. Ich hatte Kudelke losgeschickt, um ein bestimmtes Gebiet zu kontrollieren und sich die entsprechenden Aufzeichnungen zu machen. Der Staat hat nämlich vor, nördlich von New York eine Entsorgungs-Anlage für Atommüll einzurichten. Und du weißt ja selbst, wie heiß das Eisen seit Harrisburg und Tschernobyl inzwischen geworden ist. Sogar brandheiß.«

Ich hatte aufgehört zu essen. »Verflixt, Abe, mit allem hätte ich gerechnet, nur damit allerdings nicht.«

»So sieht es aus.«

Ich leerte das Glas. »Und jetzt ist dein V-Mann tot.«

»Ja, auf ungewöhnliche Art und Weise ums Leben gekommen. Erst wurde er von tanzenden Gebeinen oder Knochen malträtiert, dann zeigte sich der böse Mann, wobei die zwei Dinge in einem natürlichen Zusammenhang stehen.«

»Das glaube ich auch.«

»Iß erst mal deinen Teller leer. Danach sehen wir weiter.«

»Nein, du kannst jetzt reden. Ich nehme an, daß du in das Gebiet fahren willst.«

»So ist es. Mit dir.«

»Um die tanzenden Knochen und den bösen Mann zu finden.«

»Richtig.«

Mit einer Serviette tupfte ich mir die Lippen ab. »Hört sich ungewöhnlich an. Fast wie ein Märchen.«

Der G-man verzog die Lippen. »Märchen enden meist gut. Dieses hier hat einen verflucht bitteren Beigeschmack bekommen, wie ich finde. Aber ich will dir da nicht hineinreden oder dich voreingenommen machen. Jedenfalls glaube ich Ken Kudelke jetzt.«

»Du hast die tanzenden Knochen selbst nicht gesehen?«

»Nein, der böse Mann reichte mir. Ich sah sein Gesicht. Eine

widerliche gelbschwarze Fratze mit einem Loch als Mund. Trotz der hemmenden Scheibe, John, ich sage dir, die Maske strömte etwas aus, daß mich eine Gänsehaut überkam.«

»Ja, so etwas gibt es.«

»Kurz bevor ich dich anrief, erschien die Maske wieder. Sie starrte durch das zerstörte Fenster in meine Wohnung. Ich hatte meine Kanone griffbereit und auch geschossen.« Er hob die Schultern.

»Nichts ist dabei herausgekommen.«

»Hast du auch getroffen?«

»Davon kannst du ausgehen.« Der FBI-Mann stieß gegen meinen linken Ellbogen. »Ich sage dir, daß wir es hier mit einem verdammt gefährlichen Zauber zutun haben.«

»Hast du deine Vorgesetzten eingeweiht?«

»Gott bewahre, nicht alle. Den Dienststellenleiter schon. Der will mir nicht so recht glauben. Die Vampir-Polizei liegt eben zu lange schon zurück für New Yorker Verhältnisse. In dieser verdammten Stadt vergißt man schnell.«

»Gehst du davon aus, daß dich der böse Mann auf seine Liste gesetzt hat?«

»Klar.«

»Fühlst du dich verfolgt? Hast du ihn in der Zwischenzeit schon gesehen?«

»Nicht mehr.«

»Vielleicht hat er sich bei seinem zweiten Erscheinen nur überzeugen wollen, daß alles gut verlaufen ist.«

»Das kann auch sein.«

Ich schlug dem Kollegen auf die Schulter. »Okay, Abe, du hast mich überzeugt. Ich werde zahlen, dann können wir meinetwegen in die Neu-England-Staaten fahren.«

»Die Rechnung übernehme ich.«

»Danke.«

Die Mandeläugige stand an der Espresso-Maschine und füllte noch einige Tassen.

Danach sah sie das Zeichen und kam zu uns. Es war alles normal, nichts deutete auf eine Gefahr hin, dennoch war sie vorhanden. Wir entdeckten sie nicht, es war das Mädchen mit den Mandelaugen, das auf halber Strecke stehenblieb und ihre gesunde Gesichtsfarbe verlor. Sie starrten an uns vorbei, ihre Lippen begannen zu zittern, und mit einer sehr langsamen Bewegung hob sie den Arm.

»Da…« Wir ahnten das Wort mehr, als daß wir es hörten, drehten aber gemeinsam die Köpfe.

»Himmel, das ist nicht wahr!«

Ich achtete nicht auf Abes Worte, sondern starrte auf den Gegenstand, der über der linken Krümmung der halbrunden Theke

schwebte.

Es war ein bleiches Gebein!

***

Ich rutschte langsam vom Hocker, ohne den Knochen aus den Augen zu lassen.

Hinter dem Tresen stieß das Mädchen einen quietschend klingenden Laut aus und schüttelte den Kopf. Auch andere Gäste waren aufmerksam geworden. Ihre Köpfe ruckten herum, um sich den Knochen anzuschauen.

Niemand begriff so recht, was er damit anfangen sollte. Einige hielten es für einen Scherz, wie ihr Lachen anzeigte, obwohl es doch ziemlich gequält klang.

Ich ging einen kleinen Schritt vor, bis mir Abes Arm im Weg war. Seine Hand hielt mich fest. »Was hast du vor, John?«

»Ich will ihn mir schnappen.«

»Paß auf. Denk daran, was ich dir gesagt habe. Diese Gebeine sind gefährlich. Kudelke hat es…«

»Natürlich.«

Abe löste seine Hand von mir, so daß ich mich an seinem Rücken vorbeischieben konnte und dem in der Luft schwebenden Knochen immer näher kam.

Er bewegte sich nicht und stand dort, als wäre er von einer Schnur gehalten worden.

Wartete er auf mich?

Ich streckte den Arm aus, um über die Platte der Theke greifen zu können.

Es war im Lokal sehr still geworden. Zahlreiche Augenpaare beobachteten jede meiner Bewegungen. Hin und wieder vernahm ich ein gepreßt klingendes Atmen. So richtig kam keiner mit dem zurecht, was sich seinen Augen bot. Hier ging etwas vor, das einfach nicht zu begreifen war.

Der Knochen rührte sich nicht. Ich konnte ihn genau ansehen. Wahrscheinlich stammte er von einem Arm, so sicher war ich mir da allerdings nicht.

Dann griff ich zu!

Ein gedankenschneller Griff. Ich hatte diese Aktion durch kein Wimpernzucken zu erkennen gegeben, und doch war der Knochen schneller. Bevor ich ihn zu packen bekam, huschte er zur Seite, streifte noch meinen Handrücken, drehte sich in der Luft und schlug zu.

Aber wie!

Er war so schnell, als würde ein Drummer seinen Trommelstock wirbeln lassen. Bevor ich mich auf das Stück Gebein einstellen konnte, hatte ich bereits einige Schläge erhalten. An der Stirn, der Wange und

auf der Schulter war ich getroffen worden.

Den nächsten Treffern entging ich durch rechtzeitiges Abducken. Der Knochen hieb auf den Handlauf vor der Theke. Zahlreiche Gäste waren aufgesprungen, einige liefen zur Tür, ihr Schimpfen erfüllte den Raum, aber mir gelang es, den Knochen zu packen.

Er fühlte sich warm, fast heiß an, so daß ich ihn vor meinen Füßen auf den Boden schleuderte.

Wie ein Gummiball sprang er wieder hoch und hätte mein Kinn getroffen, wäre ich nicht rechtzeitig genug zurückgesprungen. So bekam ich eine kurze Galgenfrist, tauchte nach hinten weg und brachte einen der kleinen Tische zwischen mich und den Knochen.

Er wirbelte hochkant um die eigene Achse und griff den G-man Abe Douglas an.

Der bekam zwei Hiebe mit, da war ich soweit und hatte mein Kreuz hervorgeholt.

Abe war ebenfalls zur Seite gesprungen. Er sah zu, wie das Gebein auf und über die Theke tanzte, dabei gefährlich nahe an das mandeläugige Mädchen herankam und so schnell zuschlug, daß die Kleine keine Chance hatte, den Treffern zu entgehen.

Plötzlich strömte Blut aus ihren Nasenlöchern. Sie sackte in die Knie, bis es mir gelang, mich zwischen zwei Hocker zu quetschen und den Knochen zu schnappen, der sich auf die Kleine konzentriert hatte.

In der Rechten hielt ich das Kreuz. Diesmal rutschte mir die Beute nicht aus den Händen.

Knochen und Kreuz brachte ich zusammen - und schloß einen Sekundenbruchteil später die Augen, weil aus meiner Linken ein blendendes Licht aufstrahlte, das mich blendete.

Ich hörte Abe Douglas laut irgend etwas rufen, öffnete die Augen wieder und sah, daß der Knochen aus meiner Faust verschwunden war, als hätte er sich aufgelöst.

Aber ich spürte keinen Staub zwischen den Fingern. Er mußte sich einfach aufgelöst haben.

Ich drehte mich um.

Abe Douglas starrte mich und das Kreuz an. Er schaute auch auf meine leere Hand, schüttelte den Kopf und hob dabei die Schultern. »Verdammt, ich begreife es einfach nicht.«

»Ebenfalls.«

Es war nicht still in der Umgebung. Die noch gebliebenen Gäste unterhielten sich flüsternd und warfen uns mehr als einmal scheue Blicke zu. Ich schaute zu der Mandeläugigen hin, die sich eine weiße Serviette vor die Nase hielt.

»Es tut mir leid«, sprach ich sie an. »Aber das habe ich nicht gewollt, Miß.«

Sie nickte nur.

Abe Douglas runzelte die Stirn. »Jetzt wissen wir auf jeden Fall mehr, John.«

»Und was?«

»Daß sie uns auf den Fersen sind.«

»Wer ist das?«

Der G-man schaute mich an. »Frag mich etwas Leichteres. So genau weiß ich das nicht. Die Knochenmänner meinetwegen.«

»Ja, kann sein.«

»Willst du noch bleiben?«

»Nein, wir fahren.« Ich winkte einem anderen Mädchen, um bei ihm die Rechnung zu begleichen.

Die Kleine war kalkbleich, der Schreck steckte ihr noch immer in den Knochen.

»Nur keine Panik«, sagte ich leise. »Sie sind uns gleich los.«

»Sir, ich… ich… möchte Sie fragen, wie Sie das gemacht haben. Der Knochen war plötzlich weg.«

»Ich bin eben ein Zauberer.« Ein Trinkgeld legte ich noch hinzu und ging zur Tür.

Abe folgte mir und gab zuvor noch bekannt, daß er Polizist war und man die Ruhe bewahren möge.

»Tja«, sagte er, neben mir stehend und sein Kinn dabei reibend. »Das wird ein harter Strauß. Jetzt weißt du, was uns hier in New York und Umgebung erwartet.«

»Kein Spaziergang.«

»Sicherlich nicht.«

Ich dachte wieder praktischer. »Wo hast du deinen Wagen abgestellt? Auf den offiziellen Feldern oder…«

»Nein, nein, gewisse Privilegien hat man schon als FBI-Agent. Es ist nicht weit, komm.«

Wir gingen durch die Halle, waren aber nicht mehr so locker wie vor unserem Besuch in dem kleinen Lokal. Des öfteren schauten wir uns um, ohne jedoch die Knochen über den Köpfen der hier versammelten und hin- und hereilenden Menschen zu sehen.

Manche Sicherheitsbeamte beobachteten uns skeptisch, griffen aber nicht ein. Wir gelangten auf abgesperrtes Innengelände. Abes Sonderausweis öffnete uns die Türen. Durch einen Seitenausgang erreichten wir den Parkplatz für die Sicherheitsbeamten und Bediensteten.

»Was fährst du denn für eine Schaukel?« fragte ich.

»Einen Camaro.«

Ich nickte anerkennend.

»Es geht, John. Er ist schon vier Jahre alt. Der Lack ist ab.« Ich schaute über die Dächer der abgestellten Fahrzeuge hinweg. Die großen Metallvögel stiegen in den Himmel und verschwanden rasch

im Grau tiefhängender Wolken. Es sah nach Regen aus, Schnee war zum Glück nicht angesagt worden. Zudem lagen die Temperaturen ein wenig zu hoch.

Abe Douglas öffnete die Tür an meiner Seite, stieg selbst ein und schaute zu, wie ich mich anschnallte.

»Fahren wir direkt in das Gebiet?«

Der G-man schüttelte den Kopf. »Ich muß zuvor noch in mein Büro. Keine Sorge, vor Einbruch der Dunkelheit schaffen wir es noch.«

Ich zog die Tür zu. »Dann los!«

Abe fuhr nicht. Zunächst fiel mir nichts auf, bis ich ihn fragte, weshalb er nicht startete.

»Schau mal nach vorn, John.«

Ich hatte mich bisher mit dem Gurt beschäftigt. Jetzt hob ich den Blick und sah durch die Frontscheibe.

Aus einer Lücke zwischen den abgestellten Fahrzeugen stiegen unheimlich und lautlos zahlreiche bleiche Knochen…

***

Armknochen, Beinknochen, vielleicht auch welche von den Händen oder Köpfen, ich wußte es nicht genau, ich sah nur zu, wie sie hintereinander und fast in einer geraden Reihe aus ihrem Versteck in die Höhe stiegen, ohne sich jedoch zu einem Gesamtskelett zusammenzufügen. Die Gebeine blieben getrennt, sie gaben nicht den Anschein, einen Körper bilden zu wollen.

Nur eines stand fest.

Die waren nicht gekommen, um uns nur zu erschrecken. Sie wollten Rache haben.

Abe warf mir einen schnellen Blick zu. »Bleiben wir im Wagen oder steigen wir aus?«

»Es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit.«

»Welche?«

»Starten.«

Der FBI-Mann zeigte sich überrascht. »Das kann nicht dein Ernst sein, John. Du willst vor den Knochen fliehen?«

Ich widersprach. »Nicht fliehen. Du sollst nur starten. Und tu mir einen Gefallen, fahr nicht so schnell.« Abe Douglas nickte, machte aber ein besorgtes Gesicht.

»Ich kann mir vorstellen, was du planst. Wenn das nur gutgeht.«

»Laß es darauf ankommen.«

»Meinetwegen.«

Wir standen auf dem Parkstreifen sehr günstig und brauchten nicht erst rückwärts zu fahren. Der Motor des Camaro war etwas laut. Douglas fuhr sehr weich an.

Ich ließ derweil die Knochen nicht aus den Augen. Sie waren durch

die Bank weg sehr hell und besaßen nur einen leichten gelblichen Schimmer. Große Stücke befanden sich nicht darunter, aber sie waren in Bewegung. Einige von ihnen zitterten nur, andere kippten um.

Mir kamen die Knochen vor, als befänden sie sich in einer Lauerstellung. Damit mußten wir auch rechnen. Wahrscheinlich würden sie auf uns lauern, um uns angreifen zu können.

Wir hatten mittlerweile den Fahrstreifen zwischen den abgestellten Wagen erreicht. »Wohin?« fragte der G-man. »Nach rechts oder links?«

»Rechts!« entschied ich. Dort besaßen wir mehr Bewegungsfreiheit, weil da nicht so viele Wagen standen.

»Gemacht.«

Ich drehte mich auf dem Sitz und schaute durch die Heckscheibe, weil ich die Knochen unbedingt im Auge behalten wollte. Sie tanzten noch immer auf der gleichen Stelle und schienen sich für uns überhaupt nicht zu interessieren.

Von Sekunde zu Sekunde vergrößerte sich die Entfernung zwischen uns. Hatten wir uns getäuscht?

Wollten uns die Gebeine überhaupt nicht angreifen?

Nein, sie kamen.

Und verdammt schnell!

Aus den Knochen wurde ein regelrechter Wirbel, der sich mit zunehmender Geschwindigkeit in unsere Richtung bewegte.

»John, du…«

»Fahr langsamer, Abe!«

Douglas drückte auf das Bremspedal. Ich öffnete, als der Camaro langsamer wurde. Noch wehte mir der Fahrtwind ins Gesicht. Über mir stieg mit heulenden Triebwerken ein gewaltiger Jumbo in die Luft.

Ich kippte nach rechts und gleichzeitig nach vorn. Sich aus dem fahrenden Wagen fallen zu lassen und ohne große Prellungen davonzukommen, das will gelernt sein. Mir hatte man solche Tricks beigebracht.

Noch wischte der Beton unter mir hinweg. Dann schlug ich auf, rollte mich sofort zusammen und über die Schulter hinweg ab. Dennoch kam ich nicht sofort zur Ruhe. Erst nach einigen Überschlägen blieb ich liegen, hob den Kopf an und sah den Camaro schon ein Stück entfernt, bei dem jetzt allerdings die Bremsleuchten aufglühten. Der G-man stand dort, wo zwei Fahrspuren zu einer wurden, die in Richtung Tor führte.

Verstaucht, geprellt oder gebrochen hatte ich mir nichts. Geschmeidig wie immer kam ich hoch.

Die Knochen waren da.

Sie kamen mir vor, wie von einem Orkan getrieben. Wirbelnde Gebeine, nie ruhig, immer darauf lauernd, ein Ziel attackieren zu

können. Aber sie konzentrierten sich diesmal nicht allein auf mich.

Urplötzlich teilten sie sich.

Eine Hälfte jagte auf mich zu, die andere hatte sich den Wagen und Abe Douglas als Ziel ausgesucht.

Er öffnete soeben die Tür. Das war genau falsch. Der Mensch sollte lieber im Wagen bleiben.

Ihn schreiend zu warnen, hätte zuviel Zeit gekostet. Deshalb blieb auch ich nicht stehen und rannte ihm entgegen, zugleich in der Hoffnung, daß sich die beiden Knochenhaufen wieder vereinigen würden.

Ich schaute nur einmal über die Schulter zurück. Tatsächlich bewegten sich die Knochenteile wieder aufeinander zu, bildeten abermals die rollende Wolke, die uns verfolgte.

Auch der G-man hatte bemerkt, auf was es ankam. Blitzschnell tauchte er wieder in seinen Camaro, öffnete jedoch das Fenster. Auf dem unteren Rand der Scheibe erschien ein schwarzer länglicher Gegenstand. Der Lauf eines Revolvers.

Inzwischen hatten auch andere Menschen bemerkt, daß etwas nicht stimmte. Sie strömten herbei.

Auch auf einer in der Nähe herlaufenden Rampe standen Gaffer und sahen, daß ich mit einem letzten Sprung den Camaro erreichte, gegen den hinteren Kotflügel prallte, keine Schußwaffe zog, dafür aber mein Kreuz hervorholte und mich der Knochenwolke entgegenwarf.

Ich war bewußt das volle Risiko eingegangen, denn ich wollte es endlich wissen. Schon einmal hatte das Kreuz einen Skelettknochen besiegt, vielleicht schaffte es auch diese große Ansammlung.

Noch nie war ich in einen so gewaltigen Wirbel tanzender Knochen geraten. Sie hämmerten auf meinen Rücken, erwischten mich am Kopf, im Gesicht, doch nur für einen kaum meßbaren Augenblick, denn urplötzlich ertönte ein gewaltiges Heulen, als hätte der Teufel persönlich seinen Ärger und Zorn ausgespieen.

Ich ging zurück, behielt die Hand mit dem Kreuz vorgestreckt und sah, was geschehen war.

Mehr als zwei Drittel der tanzenden Gebeine hatten sich bereits aufgelöst.

Nur verschwanden sie nicht, wie der Knochen im Lokal, nein, sie rotteten sich förmlich zusammen, allerdings auf einer anderen Ebene. Aus den dreidimensionalen Gebeinen wurde ein heulender Sturmwind, ein Gespenst, ein riesiger Geist, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen hatte. Es war der Geist eines Irokesen-Kriegers!

***

Bisher kannte ich die Angehöriger des Irokesen-Stammes nur von Zeichnungen her, die Geschichten wie den »Lederstrumpf«

illustrierten. Nun sah ich einen solchen Krieger vor mir und mußte gestehen, daß sich der Zeichner nicht geirrt hatte.

Der Irokese besaß vom Haarschnitt her Ähnlichkeit mit einem modernen Punk. An beiden Seiten war der Kopf kahl, und in der Mitte standen die Haare zu Berge. Unter dem Haarkamm funkelte ein böses, fratzenhaftes Gesicht. Es sah aus, als wäre es aus verschiedenen Teilen zusammengeschoben worden. Sogar der Mund saß schief, ebenso die klumpige Nase, und über allem schien der Nebel zu schweben, ebenso wie über seinem, nur mit einem Lendenschurz bekleideten Oberkörper.

Er war auch bewaffnet. In der rechten Hand hielt er ein Kriegsbeil, einen Tomahawk. Damit drohte er uns, hob den Arm wie zum Schlag, wirbelte herum und huschte blitzschnell davon.

Er drückte sich nicht in die Höhe. Schattengleich glitt seine Gestalt über den Boden, verschwand unter abgestellten Wagen, wobei einer von ihnen plötzlich auseinanderflog und gleichzeitig in Flammen aufging. Wie aus dem Nichts hatte sich die Feuerwolke gebildet. Die Detonation vernahmen wir erst, als wir schon flach am Boden lagen. Uns erreichte der Hitzeschleier, ich hörte Abes Fluchen und sah, daß er zur Seite kroch, seine Waffe in der Hand.

Zu schießen brauchte er nicht. Es gab kein Ziel. Der Geist war längst verschwunden.

Wir standen auf und starrten ins Feuer.

Der Brand hatte sofort Alarm ausgelöst. Wir hörten das Heulen der Sirenen, sahen Gestalten über den Parkplatz hasten und schon bald war der erste Löschwagen zur Stelle. Wir schauten den Männern ebenso zu, wie andere Personen, die sich verdächtig nahe bei uns aufhielten und uns wahrscheinlich die Schuld für den Brand gaben. Sie mußten etwas bemerkt haben, doch eine Erklärung würden wir ihnen kaum geben. Ich machte Abe Douglas darauf aufmerksam.

»Das regle ich, John.« Er ging zu den Leuten und erklärte ihnen, wer er war.

Damit gab sich ein hoher Beamter der Schutzpolizei nicht zufrieden. Er wollte Details wissen.

»Die können wir ihnen nicht liefern«, erklärte der G-man. »Gehen Sie davon aus, daß es sich um einen Unfall gehandelt hat.«

Der Sicherheitsbeamte schüttelte den Kopf. »Ich hörte Zeugenaussagen, die von einer Erscheinung sprachen.«

»Die existierte.«

»Wie stehen Sie dazu?«

»Der Brand ist gelöscht, es hat keine Toten gegeben und auch keine Verletzten. Auch andere Fahrzeuge wurden wohl nicht in Mitleidenschaft gezogen, der Rest ist unsere Sache.«

»Ja, Sir, das ist Ihre Sache. Ich bin jedoch sicher, daß wir noch

einmal miteinander reden.«

»Das wird wohl in einem anderen Leben geschehen.« Abe gab sich gelassen. Er nickte mir zu. »Los, John, wir müssen fahren!«

»Ich werde mich an Ihre Dienststelle wenden.«

Abe saß schon im Wagen. »Tun Sie das.«

»Und wie war das mit den Knochen?« Der Beamte ließ nicht locker. Auch als Douglas den Motor anließ, stemmte er seine Hände noch auf das Wagendach.

»Welche Knochen?«

»Zeugen berichteten von Gebeinen, die in der Luft tanzten und Sie verfolgten.«

»Können Sie sich das vorstellen?«

»Nein.«

»Wir auch nicht, Mister. Und jetzt gehen Sie lieber zurück, sonst fahre ich Ihnen noch die Zehen ab.«

Der G-man hatte es wirklich eilig. Er fuhr so schnell an, daß der andere fluchend zurücksprang.

»Seid ihr hier immer so freundlich zueinander?« fragte ich den New Yorker Kollegen.

»Kommt darauf an. Ich hasse es nun mal, wenn man mir dumme Fragen stellt, auch wenn der Typ nur seine Pflicht getan hat.« Abe winkte ab. »Vergiß es, John, andere Dinge sind jetzt wichtiger.«

»Welche?«

»Wir müssen endlich nach Vermont.«

»Ah!« dehnte ich. »Dort also habt ihr die Aufbereitungsanlage bauen wollen.«

»So ist es.«

»Und wie sieht es dort oben aus?«

»Wie im Urlaub. Eine wunderschöne Umwelt. Viel Wald, Seen und nette Orte.«

»Hast du die Knochen vergessen?«

»Die kommen auch noch dazu.«

»Wie der Geist.«

»Richtig, John. Ich suche nur verzweifelt nach einer Erklärung, weißt du?«

»Ja, die suche ich auch.« Vor uns rollte ein Lastwagen in eine Kurve hinein, die unter einer Brücke herführte. Noch bewegten wir uns auf dem Flughafengelände, aber gewaltige Hinweisschilder wiesen bereits auf den Van Dyck Expreßway hin, der uns quer durch Queens in Richtung Norden führte, Manhattan brauchten wir nicht zu durchfahren.

»War dieser Geist etwas Besonderes?«

Ich nickte. »Das könnte ich mir schon vorstellen. Vielleicht ein Medizinmann, ein Schamane.«

»Denen traust du viel zu?«
»Leider, Abe. Ich habe sie kennengelernt. Sie besitzen Kräfte, die wir uns nicht erklären können. Sie haben sie aus der Natur geholt und fangen an, sich mit der Natur zu beschäftigen. Die hören das Gras wachsen, sage ich dir. Denen bleibt nichts verborgen. Auch nicht, wenn jemand in einer bestimmten Region eine Aufbereitungsanlage errichten will.«
Douglas schüttelte den Kopf. »Du redest, John, als wärst du dagegen.«
Ich hob die Schultern. »Möglicherweise bin ich das auch. Ich will die Natur erhalten.«
»Aber Atomenergie ist sauber!«
»Stimmt«, sagte ich bitter lächelnd. »Ich kann mir allerdings nicht vorstellen, daß ein sauberer Tod besser ist als ein schmutziger, mein lieber Abe.«
Douglas legte die Stirn in Falten. »Darüber müßte ich nachdenken.«
»Tu das. Wir fahren ja lange genug…«

***

Stunden später!
Der Ort hieß Benninton, war eine Kreisstadt, lag schon in Vermont, und mir wurde allmählich klar, aus welch einem Grund man die damals hier lebenden Eingeborenen Wald-Indianer genannt hatte.
Es gab auch heute noch viel Wald in den Neu-England-Staaten. Sein grünes Kleid reichte im fernen Westen bis zu den Adirondacks, einem gewaltigen Erholungsgebiet für Mensch und Tier und ein Paradies für Angler. In diesem Gebirge hatte ich mit viel Schnee und Glatteis gerechnet, zum Glück wurde ich angenehm enttäuscht. Das meiste Zeug war getaut, und es wehte sogar ein milder Südwind, der einen Hauch von Frühling mitbrachte.
Der Himmel glänzte wie hellblaue Seide, auf der nur wenige Wolken lagen. Sie wirkten, wie mit Pinselstrichen gezeichnet.
»Wie gefällt es dir hier?« hatte mich Abe gefragt.
»Sehr gut. Es wäre schade, wenn hier der Betonklotz einer Industrieanlage stehen würde.«
»Sehr wohl ist mir dabei auch nicht, das gebe ich zu.«
»Aber du machst deinen Job?!«
»Sicher.« Er wandte kurz den Blick. »Du doch auch, oder nicht. Heißt du es denn gut, daß tanzende Knochen Menschen verletzen oder töten?«
»Bestimmt nicht.«
»Dann sind wir uns ja einig.«
»Wie weit haben wir noch zu fahren?«
»Ungefähr dreißig Meilen. Willst du eine Pause einlegen?«

»Nein, erst am Ziel.«
»Ich auch.«
Mein amerikanischer Kollege hatte mich mittlerweile über gewisse Dinge aufgeklärt. Ich wußte, daß der Ort, der mit einer Aufbereitungsanlage beglückt werden sollte, Rainbow Falls hieß. Der Name stammte von den sich in der Nähe befindlichen Wasserfällen, die über mehrere Stufenfelsen schäumten und sehr oft die Strahlen der Sonne brachen und sie in ihr farbiges Spektrum auflösten, so daß fast immer ein Regenbogen auf dem Wasser glitzerte.
Douglas war einmal da, hatte sich den Ort angeschaut und war auch begeistert von ihm. Eine Idylle, hatte er mir erklärt. Es wird dir sicherlich gefallen.
Unsere Straße führte ständig bergauf. Bald entdeckten wir an Nordhängen die ersten Schneeinseln.
Bei diesen Temperaturen würden auch sie bald verschwunden sein.
Abe und ich trugen dunkle Brillen. Ich genoß die Landschaft. Die kleinen Orte, die wir durchfuhren, waren so sauber wie die Menschen, die hier lebten und arbeiteten. Es gab zahlreiche holzverarbeitende Betriebe. Gewaltige Schafsweiden breiteten sich vor unseren Augen aus. Ich hatte das Gefühl, zu Hause zu sein und dachte daran, daß der Name Neu-England-Staaten nicht von ungefähr kam.
Dieses Gebiet hatte einmal den Waldindianern gehört. Die Weißen hatten es ihnen weggenommen.
Erlebten wir vielleicht jetzt so etwas wie eine Abrechnung?
Douglas wunderte sich über mein Schweigen. »Weshalb bist du so still, John?«
»Ich denke nach.«
»Worüber?«
»Über ein Motiv.«
»Bravo, Herr Polizist. Jeder muß ein Motiv haben, so heißt es wenigstens in der Ausbildung. Aber daran glaube ich nicht mehr, John. Ich habe in New York Dinge erlebt, die jeder Beschreibung spotten. Morde, Verbrechen, aber keine Motive. Einfach so.«
»Das glaube ich dir, doch meine Erfahrungswerte sprechen dagegen. Das Auftauchen der Geisterscheinung muß einfach seinen Grund haben, verstehst du?«
»Sicher.« Abe Douglas kratzte über seine Wange. »Ich kann mir den Grund auch denken.«
»Die Aufbereitungs-Anlage«, kam ich ihm zuvor. »Vielleicht wollen gewisse Kräfte nicht, daß sie errichtet wird.«
»Du meinst die Geister?«
»Oder die Knochen.«
Douglas hieb gegen seine Stirn. »Verdammt, John, worüber reden wir hier eigentlich? Kinderkram?«

»Das wäre schön, aber leider hat dieser Kinderkram schon ein Menschenleben gekostet, und uns ist man bereits auf der Spur. Vielleicht hätte uns dieser Schamane ebenfalls umgebracht, wenn wir nicht so schnell reagiert hätten.«

»Wir haben immerhin Mittel, mit denen wir uns wehren können. Ich sage dir eins, John. Lassen wir alles auf uns zukommen. Mal sehen, wie es in Rainbow Falls aussieht.«

Er hatte den Namen des Ortes nicht ohne Grund erwähnt, denn wir sahen ihn vor uns liegen. Die Straße führte an Rainbow Falls vorbei, aber vor dem Ortseingang zweigte eine weitere Fahrbahn ab, die die kleine Stadt durchschnitt. Die grenzte mit der Westseite an einen See.

Am anderen Ufer begannen die Wälder. Die Bäume klammerten sich an Felsstufen fest, bildeten ein dichtes Gebiet, in dem jedoch eine breite Schneise auffiel. Über terrassenförmige Abstufungen schäumte ein Wasserfall, dessen Kaskaden vom Licht der Wintersonne bestrichen wurden, so daß tatsächlich ein dünner Regenbogen entstand, der wie ein Schleier über dem Wasser lag.

Wir hatten angehalten und waren auch ausgestiegen. Die frische und würzig riechende Luft reinigte unsere Lungen. Obwohl wir noch Winter hatten, sah die Umgebung nicht so tot aus. Die Natur stand dicht vor der Erholung. Mir kam es vor, als hätte sie schon Atem geholt, um wenig später die Luft wieder auszustoßen, damit die Bäume und Sträucher erblühten.

Abe lachte. »Dir gefällt es hier - oder?«

»Ja, sehr gut. Ich finde es schade, daß ihr hier die Anlage bauen wollt. Ihr würdet diesem Stück Natur die Seele herausreißen.«

»Du bist voreingenommen, alter Junge.«

»Vielleicht, aber ich finde es schlecht! Was schafft ihr damit? Arbeitsplätze?«

»Unter anderem.«

»Sind die Menschen hier ohne Beschäftigung?«

»Das nicht. Wir würden aus den Städten Leute heranholen. Rainbow Falls bekäme Auftrieb und würde aus seinem Winterschlaf erwachen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ob die Menschen sich das allerdings wünschen, ist fraglich. Wie steht man dazu?«

Abe hob die Schultern. »Keine Ahnung.«

»Sie wären bestimmt dagegen.« Ich wechselte das Thema. »Wo wollt ihr die Anlage hinsetzen?«

»Moment mal, John. Ich will sie nicht hinsetzen. Das ist eine Energiegesellschaft.« Abe streckte den rechten Arm aus und zeigte über die Ortschaft hinweg nach rechts, wo das Gelände flach war. »Dort hat sich Kudelke aufgehalten. Er sollte einige Nachforschungen anstellen und das Gelände vermessen.«

»Weshalb hat die Firma nicht ihre eigenen Leute geschickt?« wollte

ich wissen.

Der G-man senkte den Kopf und preßte die Lippen zusammen. Ich hatte sofort das Gefühl, hier die Finger in eine offene Wunde gelegt zu haben. Abe verschwieg mir etwas.

»Raus mit der Sprache!« forderte ich.

»Das ist bereits geschehen. Man hat drei Experten in diese Gegend geschickt.«

»Und?«

»Sie sind nicht zurückgekehrt. Einfach verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.«

»Wieso?«

»Nichts wieso? Sie müssen umgekommen sein. Die Polizei hat natürlich Nachforschungen angestellt, auch wir sind eingeschaltet worden. Die Kollegen haben keine Spur gefunden. Es gibt die drei Männer nicht mehr. Aus, vorbei.«

»Und dann hast du Kudelke geschickt?«

»Ja, er erschien mir unverdächtig. Er sollte sich umhören. Es war alles abgesprochen. Den Rest kennst du ja.«

Ich nickte. »Und ob ich den kenne. Ich sage dir etwas, Abe: Wir befinden uns in einem gefährlichen Kreislauf. Hier sind Kräfte am Werk, die du nicht so leicht stoppen kannst.«

»Deshalb habe ich dich ja mitgenommen.«

»Ja, mal sehen.« Ich wollte wieder in den Wagen steigen, aber Douglas hielt mich zurück.

»Moment noch, John. Wenn du aussteigen willst, sag es jetzt. Ich sehe dir an, daß du nicht viel Lust hast.«

»Das stimmt allerdings.«

»Und wieso…?«

»Ich kann die verstehen, die sich wehren, Abe.«

»Auch daß sie töten?«

»Nein, das kann ich eben nicht hinnehmen. Deshalb werde ich sie auch bekämpfen. Zudem stehen wir ebenfalls auf ihrer Liste und werden uns unserer Haut wehren müssen.«

Wir stiegen in den Camaro und fuhren die letzten Yards nach Rainbow Falls hinein.

Häuser aus Holz, Kreuzungen, breite Straßen, keine Ampeln, ein gepflegter Ort, in dem wenig Betrieb herrschte. Auch nicht an diesem Nachmittag. Zwar fuhren Fahrzeuge durch Rainbow Falls, aber alle wirkten gemütlich und irgendwie langsam.

Zumeist fuhr man hier Station Cars, in denen man auch gewisse Dinge transportieren konnte. Die Wohnhäuser waren großzügig angelegt worden, gepflegt die Gärten.

Rainbow Falls besaß auch eine City. Hier standen die Häuser dichter. Geschäfte, ein Supermarkt mit großem Parkplatz dahinter, zwei

Restaurants, natürlich auch Hamburger-Läden, Drugstores und eine Polizei-Station, vor der eine weißgestrichene Bank stand.

Wir hielten ein Stück entfernt und stiegen noch nicht aus. »Sollen wir uns mit dem Sheriff in Verbindung setzen?« fragte Abe.

»Heißt der hier so?«

»Ja.«

»Kennst du ihn?«

Douglas grinste. »Ich habe mir sein Dossier kommen lassen. Er ist seit über zehn Jahren im Amt und hat es von seinem Vater übernommen. Der Mann ist nicht unbedingt eine Leuchte, aber hier ist auch nicht viel passiert, bis auf das Verschwinden der drei Männer eben. Da hat er fast durchgedreht, weil ihm das zuviel wurde.«

»Kann man ihn als loyal bezeichnen?«

»Ich hoffe es.«

»Okay, machen wir uns mit ihm bekannt, Abe. Wir müssen schließlich sagen, weshalb wir hier sind.«

»Das wird sich ergeben.«

Ich ließ den Türhebel wieder los. »Willst du weiterhin inkognito arbeiten?«

»Ja, das hatte ich vor. Wir sind eben Leute, die hier Urlaub machen wollen. Die Gegend ist reich an Fischen.«

»Dann müßten wir uns noch Angelzeug kaufen.«

»Der Laden ist direkt gegenüber.«

»Du hast gewonnen, Abe.« Ich öffnete die Tür und faltete mich aus dem Wagen.

Noch immer wehte der wärmende Wind. Als Abe die Tür zuwarf, empfand ich das Geräusch fast als störend. Zwei Frauen kamen uns entgegen. Sie schauten uns kurz an. Ihre Blicke sprachen Bände.

Mißtrauen stand in ihren Augen. Man mochte hier wohl keine Fremden.

Als wir durch den Ort gingen, schaute ich mir die Leute genauer an. Mir kamen sie bedrückt vor.

Vor dem Office blieben wir stehen. Es war abgeschlossen. Dafür schauten wir auf ein Schild, das an der Tür hing.

»Bin bei Pete«, las ich halblaut vor. »Wer ist das denn schon wieder?«

»Keine Ahnung.«

Sehr schnell entdeckten wir, wer mit Pete gemeint war, als wir die Reklame einer Bar erkannten.

Die Buchstaben Pete standen im rechten Winkel zur Hauswand. Sie würden in der Dunkelheit leuchten.

»Auf zu Pete«, sagte ich.

Eigentlich mußten wir uns vorkommen wie im Westen, da wir über einen hölzernen Stepwalk schritten, der zudem noch überdacht war. Dieser Schutz hörte erst neben Petes Bar auf.

Als wir eintraten, intonierte ein Glockenspiel den Anfang des Songs »He was a jolly good fellow«.

Und zwei Fellows hielten sich in dem Lokal auf.

Einer hinter der Theke, der andere davor.

Viel Holz bildete die Einrichtung. Es roch nach frischer Farbe und Kaffee. Die moderne Maschine paßte nicht so recht auf die alte Theke, über der Lampen aus Schmiedeeisen hingen. In Fahnen wehte Rauch über die Platte. Er stammte von einer Zigarre, die der Mann, der vor der Theke stand, zwischen seine Lippen geklemmt hatte. In der rechten Hand hielt er einen ledernen Würfelbecher, den er nicht umdrehte, denn er wandte sich bei unserem Eintreten um.

Der Stern auf seinem blauen Jeanshemd wies ihn als Sheriff aus. Er trug eine Jeanshose mit einem breiten Gürtel, an dem auch der Revolver und die Handschellen hingen. Sein Gesicht wirkte flach.

Das dunkle Haar war straff nach hinten gekämmt, und seine Wangen besaßen Bartschatten. Hörbar saugte er die Luft ein und strich mit der freien Hand über sein glattes Haar, bevor er sich an Pete wandte, ein schmales Männchen mit einem blassen Ziegenbart am Kinn.

»Ich glaube, die haben sich verlaufen, die beiden.« Die Stimme des Sheriffs klang sonor.

»Ja, vielleicht.«

Wir blieben an der Theke stehen und schauten den Gesetzeshüter an. Abe übernahm das Gespräch.

»Sie haben wir gesucht, Sheriff.«

»Wie schön. Was gibt es? Habt ihr kein Benzin mehr? Wollt ihr etwas essen, bevor ihr weiterfahrt?«

»So eilig haben wir es nicht«, sagte ich.

»Ach, ihr wollt bleiben?«

»Ja.«

Bisher hatte er seine Zigarre nicht aus dem Mund genommen. Jetzt legte er sie in einen Ascher.

»Lassen Sie mich überlegen. Weshalb kommen zwei Männer nach Rainbow Falls? Weil es hier so schön ist?«

Pete hatte auch etwas zu sagen. »Flash, vielleicht sind das Zeitungsschmierer.«

Der Sheriff schaute uns an und schüttelte den Kopf. »Nein, mein Junge, das sind sie nicht. Zeitungsschmierer sehen anders aus. Die kenne ich. Ich habe sie leider genießen müssen. Diese hier sind von einem anderen Kaliber.« Er verengte die Augen und streckte plötzlich den rechten Arm vor, wobei er die Hand öffnete. »Willkommen in Rainbow Falls, Kollegen. Ich bin Sheriff Flash Hunter.«

Es hatte keinen Sinn mehr, sich jetzt noch eine Tarnung zuzulegen und die harmlosen Angler zu spielen. »Sie haben ein gutes Auge, Sheriff«, sagte Abe.

»Klar, das braucht man hier. Außerdem schärft die noch intakte Natur den Blick.«

»Noch?« fragte ich.

»Ja, alles geht doch kaputt, wie ich hörte - oder?«

Ich reichte ihm die Hand. Er drückte fest zu, bekam es aber zurück und grinste schief. Die erste kleine Kraft- oder Machtprobe hatte ich zumindest unentschieden gestaltet. Wir stellten uns vor.

Hunter zeigte auf mich. »Sie sprechen anders, Sie sind…«

»Engländer.«

Hunter lachte. »Und wir befinden uns in den Neu-England-Staaten. Da sind Sie richtig. Wie lange wollen Sie bleiben?«

»Es kommt darauf an«, sagte Douglas.

Hunter griff nach seinem Glas, in dem Mineralwasser schwappte. »Die drei Toten, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Da kann ich euch auch nicht helfen. Die Männer kamen und verschwanden.«

»Wir gehen davon aus, daß sie getötet wurden«, sagte ich. »Hat man ihre Leichen nicht gefunden?«

»Nie.«

»Haben Sie denn gesucht?«

»Und wie.«

»Einen Verdacht gibt es auch nicht - oder?« erkundigte sich der FBI-Agent.

»Nein.«

»Wollen Sie etwas trinken?« fragte Pete.

Wir bestellten Wasser und bekamen es aus dem Sodabehälter. Ich atmete tief ein. »Rainbow Falls sieht friedlich aus, Sheriff, aber hinter der Fassade scheint es zu brodeln.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Wir hörten einiges.«

Er lehnte sich mit dem linken Ellbogen auf den Handlauf. »So? Was spricht man denn?«

»Nicht viel. Ich wollte nur fragen, ob das Land hier einmal den Irokesen gehört hat?«

»Das ist sehr lange her.«

»Richtig, Sheriff. Erinnert noch etwas an die Irokesen. Gibt es ein Erbe?«

»Nein, Mister, es ist alles rechtlich geregelt worden.«

»Sie haben mich falsch verstanden. Ich denke da an ein anderes Erbe. Zum Beispiel an tanzende Knochen…«

Flash Hunter reagierte ungewöhnlich. Er ging einen kleinen Schritt zurück und schloß die Lippen.

Pete, der Wirt, war bleich geworden. Er zog eine Grimasse, griff nach

einem Tuch und begann damit, irgendwelche Gläser zu säubern.
»Haben wir Sie erschreckt, Kollege?« fragte Abe Douglas leise.
»Nein.«
»Sie reagieren nicht normal.«
»Ich denke nur nach.«
»Worüber?«
Er hob die Schultern. »Es geht mich ja nichts an. Im Prinzip ist jeder für sich selbst verantwortlich, aber Sie sollten so etwas wie die tanzenden Knochen nicht noch einmal erwähnen. Es gibt Dinge, über die man den Mantel des Schweigens deckt.«
»Das wollen wir aber nicht!« sagte Abe.
Der Sheriff beugte sich vor. »Darf ich Ihnen einen Rat geben? So von Kollege zu Kollege?«
»Gern.«
»Trinken Sie Ihr Wasser aus, zu dem ich Sie einlade. Dann steigen Sie in Ihren Wagen und machen wieder kehrt. Fahren Sie so schnell wie möglich ab. Ihr Gebiet ist die Großstadt, nicht der Wald. Jagen Sie dort Ihre Killer. Hier ist der Boden für Fremde oft tödlich.«
»Wie für die drei Männer, die verschwunden sind.«
»Zum Beispiel.«
Jetzt beugte sich Abe Douglas vor. »Tut mir leid, Sheriff, es hat noch einen vierten Toten gegeben. Ein Mann war hier. Er wurde von mir geschickt. Er kam auch wieder zurück, dann aber wurde er von einer Fratze so beeinflußt, daß er Selbstmord beging. Wir in der Stadt sind es gewohnt, diesen Fällen nachzugehen, wenn Sie verstehen.«
»Klar.«
»Also werden wir bleiben. Zudem haben wir bereits die tanzenden Knochen kennengelernt.«
Flash Hunter schaute mich an, als wollte er eine Bestätigung bekommen. »Mein Kollege lügt nicht«, sagte ich.
Der Sheriff hob die Schultern. »Ich kann Sie nur immer wieder warnen, mehr nicht.«
»Dann kennen Sie die Knochen?«
»Das habe ich nicht gesagt.«
»Was steckt dahinter?«
»Finden Sie es heraus«, sagte Hunter und zog seine mit Lammfell gefütterte Jacke über. »Finden Sie es heraus, aber verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen helfe. Niemand in Rainbow Falls wird auf Ihrer Seite stehen. Lassen Sie die Toten ruhen. Die Vergangenheit muß begraben bleiben. Wir haben hier in Ruhe und Frieden gelebt, bis die drei Männer kamen und dumme Fragen stellten. Ich weiß, was sie wollten, aber sie haben ihre Quittung erhalten.«
»Hat der Irokesengeist sie geholt?« fragte ich.
»Der Tod kann vielfältig sein. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen.«

Er nickte uns noch einmal zu, drehte sich um und verließ mit großen, wuchtigen Schritten das Lokal.

Pete und wir blieben zurück. Der Wirt hatte sich in die äußere Ecke hinter der Theke verzogen. Er sah so aus, als hätte er sich am liebsten verkrochen.

Abe sprach ihn an. »He, Pete.«

»Sie sind eingeladen worden, Gentlemen. Das geht auf die Rechnung des Sheriffs.«

»Dafür bedanken wir uns noch bei ihm persönlich. Sie aber leben auch hier. Was hat er mit all den Dingen gemeint?«

»Ich weiß nichts. Ich will auch nichts wissen. Verlassen Sie den Ort. Sie bringen Unglück!«

»Das Unglück kommt, wenn man die Augen so verschließt wie Sie, Pete. Wir werden nicht gehen.«

»Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen.«

Douglas griff in die Tasche und legte einige Münzen auf die Platte. »Das ist für das Wasser.«

»Ja, danke.«

»Gibt es hier ein Hotel?«

»Zwei.«

»Gut, wir werden sie finden.«

Pete kam näher. Nervös wischte er mit seinen Handflächen über, das Hemd. »Noch einmal, verschwinden Sie! Lassen Sie die Geister ruhen. Der Tanzplatz der Verfluchten…« Er preßte seine Hand vor den Mund. Wahrscheinlich hatte er schon zuviel gesagt.

»Wie war das?« fragte ich.

»Nichts, ich habe…«

»… den Tanzplatz der Verfluchten erwähnt. Was hat es damit auf sich? Los, reden Sie!« Ich wurde lauter und drängte. Das blieb nicht ohne Eindruck auf ihn.

Pete duckte sich, als hätte er einen Schlag bekommen. Er schwitzte plötzlich. Sein mageres Gesicht zeigte einen ängstlichen Ausdruck. »Sie kommen da nicht raus«, erklärte ich ihm. »Was hat es mit dem Tanzplatz der Verfluchten auf sich?«

»Verraten Sie mich auch nicht?«

»Nein.«

»Die Rache wäre furchtbar.«

»Reden Sie endlich!« drängte auch Abe.

»Der Tanzplatz«, flüsterte der Wirt, »ist ein verdammter Ort. Ich… ich war nie da, ich weiß nur, daß es ihn gibt. Er liegt beim Wasserfall. Dort haben in alter Zeit die Irokesen ihre magischen Feste abgehalten. Noch heute spukt es dort. Er ist auch gleichzeitig ein Friedhof. In der Erde liegen die Toten, aber sie kommen zurück, so erzählt man sich. Nicht als Gestalten, sondern als Knochen. Sie haben ja davon gehört.

Die Gebeine tanzen. Sie sind mächtig, denn sie stehen unter einem unheimlichen Einfluß.«

»Wer übt ihn aus?« fragte ich.

»Shalaka!« Pete flüsterte das Wort, und er bekam dabei eine dicke Gänsehaut.

Ich warf Abe einen fragenden Blick zu. Der G-man schüttelte den Kopf. Er hatte den Namen also auch noch nicht gehört.

»Wer ist Shalaka?«

Pete wollte nicht reden. Wenigstens nicht über dieses Thema. »Ich… ich kann nicht viel sagen. Ich darf auch nicht, wenn Sie verstehen. Ich habe schon zuviel geredet. - Der Tanzplatz der Verfluchten und Shalaka. Merken Sie sich diese beiden Begriffe.« Seine Augen bekamen einen flehenden Ausdruck. »Und jetzt gehen Sie bitte. Tun Sie mir den Gefallen!«

Der G-man nickte mir zu. Eigentlich hatten wir nichts mehr verloren. Die letzten Informationen waren wichtig gewesen. Wir würden uns den Tanzplatz der Verfluchten auf jeden Fall genau anschauen, das stand fest.

»Danke«, sagte ich noch. Pete hörte es nicht. Er hatte uns den Rücken zugedreht und beschäftigte sich mit den Flaschen, die im Regal standen.

»Hier haben alle Angst«, sagte Douglas, als wir zur Tür gingen. »Ich frage mich nur, wie moderne Menschen so reagieren können.«

»Nimm etwas Rücksicht und denke an die Vampir-Polizei«, sagte ich ihm. »Damals hat auch niemand glauben wollen, daß in den Uniformen tatsächlich Blutsauger steckten.«

»Ja, sicher. Wenn ich näher darüber nachdenke, kann ich die Menschen verstehen. Wahrscheinlich haben sie sich jahrelang die alten Geschichten erzählt und dabei geglaubt, daß es Geschichten gewesen sind. Jetzt werden sie plötzlich lebendig. Das muß man erst einmal verdauen.« Abe hob die Schultern. »Vielleicht werden uns die Menschen noch einmal dankbar sein, daß wir sie von diesem unseligen Fluch befreit haben.«

Ich sagte nichts und ließ den G-man vorgehen. Wir traten hinaus in das hellere Licht, schauten auf die breite Straße und gingen nicht mehr weiter, denn was sich dort tat, gefiel uns gar nicht.

Auf der Straßenmitte und direkt vor dem Eingang des Lokals standen sechs kräftige Männer aller Altersgruppen. Unter ihnen befand sich auch der Sheriff. Er nuckelte noch immer an seiner Zigarre, dabei lag eine Hand auf dem Griff der Waffe. Lauernd schaute er uns an und nickte, als wir nebeneinander stehenblieben.

»Ist was, Sheriff?« fragte Abe.

Hunter antwortete, ohne die Zigarre aus dem Mund zu nehmen. »Ja, Kollegen, wir sind gekommen, um euch Geleit zu geben, wenn ihr

wieder nach Hause fahrt. Niemand soll sagen, daß die Menschen in Rainbow Falls ungastlich gewesen sind…«

***

So konnte man es auch ausdrücken. Es lag auf der Hand, daß der Sheriff uns los sein wollte, und so versuchte er es eben auf diese Tour. Niemand hatte eine Waffe, gezogen, um die Forderung zu unterstreichen, aber jeder trug eine bei sich. Es war hier so üblich, daß man sein Gewehr im Kleiderschrank hatte.

Abe Douglas lief rot an. Er hatte ebenso verstanden, wie ich. Bevor er jedoch aus der Haut fahren konnte, legte ich meine Hand auf seinen Unterarm. »Laß das mal, ich werde das erledigen.«

»Okay!« knirschte er.

»Sie sind also gekommen, um uns zum Wagen zu bringen. Das finde ich sehr freundlich, Sheriff. Leider ist es vergebene Liebesmüh. Wir haben uns nämlich zum Bleiben entschlossen. Diese Gegend ist sehr romantisch. Wir wollen uns ein wenig umschauen, auch mal am Wasserfall spazierengehen…«

Flash Hunter paffte einige Wolken und nickte. »Das finden wir aber nicht gut.«

Ich breitete die Arme aus. »Was haben wir getan? Wir sind gekommen, um mit Ihnen zu reden.«

»Das ist geschehen. Jetzt können Sie wieder fahren.«

»Nur hat uns das Gespräch mit Ihnen nicht das gegeben, was wir erwartet hatten.«

»Und was haben Sie erwartet?«

»Mehr Informationen.«

»Über was?«

»Ich hörte von einem alten Irokesen, der sich Shalaka genannt hat. Kennen Sie ihn?«

Die Männer schwiegen, der Sheriff sprach ebenfalls kein Wort. Er knetete nur seine Zigarre. »Es reicht, Kollegen«, sagte er leise. »Das sind Dinge, die nur uns etwas angehen. Fremde brauchen hier nicht zu schnüffeln.«

»Vergessen Sie nicht, daß noch Verbrechen aufgeklärt werden müssen. Tut mir leid, Sheriff, wir werden so lange bleiben, wie wir es für richtig halten.«

»Auch wenn Sie nicht erwünscht sind?«

»Ja.«

Die Männer waren in eine Zwickmühle geraten. Selbst Hunter wußte nicht, wie er noch reagieren sollte, aber er bekam von seinen Mitstreitern Stoff. Was sie ihm zuflüsterten, konnte ich nicht verstehen. Bestimmt keine Liebenswürdigkeiten. Schließlich nickte der Sheriff. »Es tut mir leid für Sie, aber meine Freunde hier wollen

ebenfalls, daß sie die alten Dinge ruhen lassen. Sie verstehen?«

»Sicher. Wir stören Sie auch nicht.«

»Sie müssen weg!«

Abe Douglas setzte sich in Bewegung, noch bevor ich ihn daran hindern konnte. Plötzlich stand er vor dem Sheriff und starrte ihn an. »Ist Ihnen und den Komikern hinter Ihnen eigentlich klar, wen Sie da vor sich haben? Ich bin FBI-Agent!« sagte er mit lauter Stimme, »und Ihnen gegenüber weisungsberechtigt. Wissen Sie das überhaupt?«

»Ja, Sir.«

»Dann ist es gut. Richten Sie sich danach!«

»Moment noch, Sir, Sie vergessen eines. In New York können Sie die Menschen vielleicht einschüchtern. Hier aber nicht. Wir befinden uns in Rainbow Falls, wo die Uhren anders gehen. Für euch New Yorker mögen wir vielleicht schwerfällig oder dickköpfig sein, aber wir haben unsere Prinzipien. Daß drei Männer verschwunden sind, ist eine Tatsache. Vielleicht verschwinden noch weitere.«

»Sie meinen uns?«

»Das weiß ich nicht. Ich will Sie nur gewarnt haben. Lassen Sie unseren Ort in Ruhe. Kümmern Sie sich nicht um die alten Geschichten. Wer Wind sät, wird Sturm ernten. An dieses Sprichwort sollten Sie denken.«

»Also werden Sie uns nicht unterstützen?« fragte Abe.

»Nein!«

»Das wäre für Ihre weitere Karriere nicht sehr förderungsträchtig, Sheriff.«

Hunter hob die Schultern. »Was soll mir noch passieren? Ich bin lange im Amt und habe mir nichts zuschulden kommen lassen.«

»Begleiten Sie uns wenigstens zum Tanzplatz der Verfluchten?«

Hunters Gesicht verlor Farbe. Er starrte den G-man scharf an und drehte sich um. Der scharfe Dialog hatte immer mehr Neugierige angelockt. Wir sahen uns einer feindselig wirkenden Wand aus Menschen gegenüber, da es keinen Bewohner in Rainbow Falls gab, der auf unserer Seite stand. Sie alle wollten, daß wir den Ort verließen.

Weit kam der Sternträger nicht. Es war eine Frau, die das Unheil zuerst entdeckte. Von der anderen Straßenseite klang ihre kreischende Stimme auf.

»Sheriff, was ist das?«

Hunter flirrte herum, auch wir schauten in die Richtung, in die der ausgestreckte Arm der Frau wies.

Am Ortsrand, wo die Hügel begannen, ragte etwas in die Höhe. Eine gewaltige Windhose, eine graue Spirale, in der etwas durcheinanderwirbelte und manchmal helle Reflexe warf.

Knochen…?

Die Frau begann zu schreien. »Flieht!« kreischte sie. »Flieht, mein Gott! Das ist er, das ist Shalaka…«

***

Das Aussprechen des Namens wirkte wie ein Sprengstoff, der zwischen die Wartenden geschleudert worden war. Plötzlich geriet in die Masse der Menschen Bewegung. So schnell wie die Leute liefen, konnten wir gar nicht schauen. Selbst aus den Autos, die mitten auf der Fahrbahn standen sprangen die Leute und versteckten sich im Eiltempo.

Douglas und ich blieben stehen. Auch der Sheriff war nicht geflohen. Er kam zu uns. Sein Gesicht schimmerte hochrot. »Verdammt, da sehen Sie, was Sie angerichtet haben!«

»Wieso wir?«

»Sonst wäre er nicht gekommen!«

»Ist es denn Shalaka?« fragte ich.

»Ja.«

»Woher kennen Sie ihn?«

Der Sheriff lachte schrill. »Wollen Sie mich jetzt und hier verhören?«

»Wenn es sein muß.«

»Verdammt!« brüllte er. »Schauen Sie sich das Ding doch an. Der kann, wenn er will, unsere Stadt vernichten. Wir müssen fliehen.« Er lief zwei Schritte zur Seite, blieb stehen und streckte den Arm aus. »Aber eines sage ich Ihnen, daran sind Sie schuld, zum Henker. Sie haben das Unheil angelockt. Wenn es Tote gibt, geht das auf Ihre Kappe.«

Der. Sheriff rannte auf sein Office zu. Dagegen hatte der G-man etwas. Er zog seine Waffe und schoß.

Dicht neben dem davoneilenden Sheriff jagte die Kugel in den Boden. »Bleiben Sie ruhig stehen, Hunter. Wir werden gemeinsam diesen Shalaka bekämpfen!«

Hunter kreiselte herum. Er hatte vor, seine Waffe zu ziehen, vielleicht war es auch ein Reflex, doch Abe schüttelte den Kopf. »Nicht doch, Meister. Ich bin um eine Idee schneller.«

»Sie sind wahnsinnig!«

Abe grinste kalt. »Das hat mir mein Chef auch immer gesagt. Bisher habe ich damit gut gelebt.«

Ich kümmerte mich nicht um die Auseinandersetzung der beiden Männer. Für mich war die Spirale über der Stadt wichtiger. Eine tödliche Wolke, in der ich aber kein Gesicht sah, wie Douglas es mir beschrieben hatte.

Ich blickte zurück.

Leergefegt war die Fahrbahn. Die Menschen hatten das Weite gesucht. Etwas völlig Fremdes und Unheimliches war in ihren Alltag

eingebrochen und hatte Urängste in ihnen hochgetrieben.

»Bleiben wir hier?« rief Douglas.

»Nein, wir gehen mit dem Sheriff in dessen Office. Dort können wir abwarten.«

»Einverstanden.«

Hunter war es nicht, das sahen wir seinem Gesichtsausdruck an. Er wagte auch nicht, sich dagegenzustemmen. In den letzten Minuten war er um Jahre gealtert.

»Kommen Sie, Flash«, sagte der G-man, »und haben Sie keine Angst, wir sind bei Ihnen.«

»Mann, wären Sie doch nur verschwunden!« keuchte der Sheriff und schaute die Straße entlang, wo noch immer der dunkle Wirbel tobte.

»Irgendwann werden auch Sie anders, reden!« erwiderte ich. »Dann werden Sie uns dankbar sein, daß wir die Stadt nicht verlassen haben.«

»Hört sich hochnäsig an.«

»Nein, wir sind Realisten und auch Spezialisten.«

Er war viel zu aufgeregt, um mir eine Antwort zu geben. Im Sturmschritt lief er weiter und erreichte auch als erster sein Büro. Abe Douglas stellte seinen Fuß so hin, daß der Sheriff uns die Tür nicht vor der Nase zuknallen konnte.

Wir schauten noch auf den Wolkenwirbel. Wie ein Aufpasser oder Wächter stand er dort.

»Wird er kommen?« fragte Abe. »Da bin ich mir sicher.«

»Und wen bringt er uns? Wahrscheinlich Shalaka«, gab er sich selbst zur Antwort.

»Du hast ihn doch schon gesehen.«

»Denkst du an die Fratze?«

»Natürlich.«

»Nein, nein, John. Ich finde, daß der Krieger oder der Geist des Kriegers, der den Wagen hat in die Luft fliegen lassen, Shalaka gewesen ist.«

»Wer sagt dir, daß die beiden nicht ein- und dieselbe Person sind?«

»Daran habe ich noch nicht gedacht.«

»Eben.« Ich drückte ihn herum. »Geh ins Office, dort sehen wir, wie es weitergeht.«

Der Sheriff stand am Fenster. Er hielt in der rechten Hand eine Flasche Whisky. Als wir eintraten, wischte er sich über den Mund. »Den Schluck habe ich gebraucht, verdammt.«

»Ja, trinken Sie nur«, sagte ich und schloß die Tür.

»Sie auch?«

»Nein.«

»Es kann der letzte Schluck in Ihrem Leben werden. Vorm Sterben einen Drink.«

»Irrtum, Sheriff, wir haben vor, weiterzuleben.«
Hunter ließ sich hinter seinem unaufgeräumten Schreibtisch auf einen Stuhl fallen. Er drückte das auf der Sitzfläche liegende Lederkissen zusammen und fragte: »Was ist jetzt los?«
»Wir warten.«
»Auf ihn, wie?«
»So ähnlich!« erklärte ich.
»Das ist doch Mist, ist das. Das ist eine verfluchte Schweinerei. Er wird die Stadt vernichten. Shalaka herrscht über den Tanzplatz der Verfluchten, von dem Sie ja schon gehört haben. Der schlägt alles zusammen, glauben Sie mir. Er ist ein alter Geist und hat bereits gelebt, bevor es noch Zivilisation gab. Sie können ihn nicht mit einer Waffe bekämpfen. Nicht mit Kugeln, nicht mit…«
»Das wissen wir, Sheriff«, sagte Abe Douglas. Er winkte mir zu. »Ich glaube, es geht los, John.«
Mit einem langen Schritt stand ich neben ihm am Fenster und schielte durch die Scheibe. Ich beobachtete die Staubfahnen, die über die Straße getrieben wurden. Um mehr zu erfahren, öffnete trotz Hunters Protest der G-man die Tür. Er schaute nach rechts und zuckte sofort wieder zurück.
»Was ist?«
»Sie kommen«, sagte er flüsternd.
»Wer?«
»Die Knochen!«

***

Zwischen Abe und mir war es still geworden. Nur ein schleifendes Geräusch unterbrach die Ruhe, als der Sheriff seinen Stuhl zurückschob und sich in die Höhe drückte.
»Wirklich die Knochen?«
»Ja, wollen Sie nachschauen?«
»Nein, nein!« Er hob abwehrend die Hände, während ich mich ans Fenster stellte und darauf wartete, daß die Gebeine in mein Sichtfeld gerieten.
Noch waren sie nicht zu sehen. Das Bild änderte sich Sekunden später, als ich die ersten Gebeine sah, die über der Straßenmitte durch die Luft wirbelten. Sie schlugen dabei heftig gegeneinander und erzeugten hohl klingende Laute.
Sie kamen, wie von unsichtbaren Händen geführt. Es sah schaurig aus, wie die Gebeine durch die Luft tanzten, mal gegen Laternenpfosten schlugen, wieder abprallten und in die Höhe stiegen und vor dem Office mit ihrem Tanz begannen.
Douglas stieß mich an. »Ich habe das Gefühl, John, daß sie uns meinen.«

»Glaube ich auch.«

Hunter sprang auf. »Wieso uns? Doch nur euch, verdammt! Mich wollen sie nicht. Ich stehe auf ihrer Seite. Ich habe euch gewarnt. Ihr hättet verschwinden sollen…«

»Ja, ja, schon gut. Jetzt sind wir einmal hier und stehen es durch«, erwiderte Abe.

»Sie reden, als hätten Sie schon mit Ihnen Kontakt gehabt.«

»Hatten wir auch. Und wir leben sogar noch.« Der G-man wollte etwas hinzufügen, zuckte aber zurück, denn aus dem Knochenwirbel lösten sich zwei lange Gebeinstangen, änderten die Richtung und jagten genau auf unser Fenster zu.

Wir sprangen nach links und rechts in dem Augenblick zur Seite, als die Knochen gegen die Scheibe prallten und diese durchschlugen. Sie wirbelten mit den Splittern in den Raum, flogen über unsere Köpfe hinweg und jagten geradeaus weiter, ausgerechnet dorthin, wo der Sheriff hockte.

Er tauchte nicht schnell genug weg.

Plötzlich waren die Gebeine so nahe, daß sie ihn erwischten. Sie droschen hart auf ihn ein. Sein Haar war zu dünn, um die Treffer noch dämpfen zu können. Er duckte sich, riß die Arme hoch, doch abzuwehren brauchte er die Angreifer nicht mehr.

Ich war bei ihm. Natürlich mit meinem Kreuz. Den ersten Knochen erwischte ich mit einem seitlichen Hieb. Er löste sich in einem Lichtblitz auf. Den zweiten Knochen bekam ich zu fassen, als er noch einmal auf den Sheriff eindreschen wollte. Ich hielt ihn fest, drehte die Hand und brachte ihn mit dem Kreuz zusammen.

Wieder flammte es zischend auf und war einen Moment später verschwunden.

Flash Hunter hockte vor mir am Boden, hatte den Kopf schiefgelegt und mich beobachtet. Das Staunen wollte aus seinen Augen nicht verschwinden. Er stellte mit zitternder Stimme Fragen, auf die ich keine Antworten gab. Während er mich ansprach, stierte er auf mein Kreuz.

Durch den Raum dröhnte Abes Lachen. »Denen hast du es wieder gezeigt, John.« Er deutete durch das Fenster. »Du brauchst nur nach draußen zu laufen und dir jeden Knochen einzeln vorzunehmen. Dann ist die Sache erledigt.«

»Du wirst lachen, aber mit dem Gedanken habe ich gespielt.«

»Dann tu's doch.«

Ich winkte ab. »Noch nicht. Erst mal schauen, wie es draußen auf der Straße aussieht.«

Unter meinen Füßen zerknirschten Scherben, als ich nahe an das Fensterkreuz herantrat.

Der Knochenwirbel bewegte sich rhythmisch. Einmal zum

Ortsausgang hin, dann wieder in die entgegengesetzte Richtung, als würde er einem Takt gehorchen.

Auch dem G-man war dies aufgefallen. »Da stimmt etwas nicht«, erklärte er.

»Finde ich auch.«

»Willst du gehen?«

Ich schaute noch einmal auf die Straße und nickte. »Okay, halte du mir den Rücken frei. Gib auch auf den Sheriff acht, damit er nicht durchdreht.«

»Mach' ich.« Er schlug mir auf die Schulter, während ich zur Tür lief, sie aufzog und geduckt über die Schwelle sprang. Mit beiden Füßen gleichzeitig landete ich auf dem Gehsteig, drehte mich nach rechts, um die Knochen besser sehen zu können, aber sie interessierten mich plötzlich nicht mehr.

Hinter ihnen, etwa dort, wo ich zuerst die Wolke gesehen hatte, erhob sich eine unheimliche Gestalt.

Sie schwebte in einer geisterhaften Plasmawolke, es war die gleiche Gestalt, die ich schon auf dem Parkplatz am Flughafen gesehen hatte.

Der Irokese!

Hatte er mich gesehen? Es schien so, denn er hob den rechten Arm, ließ ihn dann urplötzlich fallen und schleuderte die Waffe über die Straße.

Urplötzlich bekam sie einen Drall nach links, wurde zu einem wirbelnden Schatten und hämmerte gegen die Vorderfront eines Hauses, in dem sich ein Friseur befand.

Mit Wucht zerschlug die Waffe die Scheibe. Die Waffe raste in den Raum, und einen Moment später blitzte es auf, bevor die Flammen aus dem Geschäft schlugen.

Ich stand wie angegossen. Bisher hatten die anderen Kräfte nur mit uns gespielt, jetzt aber machten sie ernst. Menschenleben standen auf dem Spiel, ich hatte die tödliche Gefahr der Waffe erkannt und schrie nach Abe.

Douglas war schon da.

»Los, renn du zum Haus! Ich muß zum Wagen.«

»Und wa…?«

Er fragte nicht mehr weiter und hetzte los, während ich geduckt unter dem tanzenden Knochenhaufen hinwegrannte und mich dicht am Straßenrand hielt.

Ich wollte nicht zum Wagen, um zu fliehen. Im Kofferraum befand sich eine Waffe, die ich unbedingt benötigte.

Es war der Bumerang!

Wenn ich der verdammten Kriegsaxt etwas entgegensetzen konnte, dann mit der silbernen Banane.

Daß der Kofferraum nicht verschlossen war, wußte ich und hoffte

nur, daß mich mein Gegner dazu kommen ließ, ihn zu öffnen.

Ich schaute dorthin, wo sich der unheimliche Irokese aufhielt. Er blickte nicht in meine Richtung. Es war für ihn wichtig, den Erfolg zu sehen, den ihm das Schleudern der Streitaxt gebracht hatte.

Aus dem Haus schlugen Rauch und Feuer. Auch die Haustür stand weit offen, so daß die Lohe aus ihr hervorschießen konnte. Inmitten der Rauchschwaden sah ich Gestalten.

Eine davon war Douglas.

Er stand in einer Rauchwolke und hielt ein Kind in den Armen, das er aus dem Gebäude geholt hatte. Mit der freien Hand winkte er und schrie auch, so daß sich seine Stimme überschlug, ich aber nicht verstehen konnte, was er rief.

Fast wäre ich noch über die Haube gefallen, soviel Schwung hatte ich mitgebracht. Das Deck sprang auf einen Knopfdruck hin auf. Der Einsatzkoffer lag flach auf dem Boden. Ich öffnete ihn und faßte nach der silbernen Banane.

Noch in Deckung des hochstehenden Kofferraumdeckels drehte ich mich um und sah, daß sich etwas Schreckliches anbahnte. Ein älterer Mann lief mit einem Gewehr über die Straße und zielte auf die unheimliche Gestalt des Irokesen.

Der Mann wandte dem brennenden Haus den Rücken zu und konnte nicht sehen, daß sich von dort der Tomahawk löste, zunächst in die Luft stieg und dann seine Richtung änderte.

Er fand ein neues Ziel. In Kopfhöhe raste er über die Fahrbahn, um den Gewehrträger zu erwischen.

»Deckung!« brüllte ich ihm zu.

Ich wußte nicht, ob er mich gehört hatte, jedenfalls war es zu spät. Er lief einfach weiter und schoß dabei auf die unheimliche Geistgestalt des Indianers.

Es war Munitionsverschwendung. Sie erwischte den Shalaka nicht. Dafür wurde er von dem Tomahawk getroffen und zu Boden geschleudert. Das Gewehr entfiel ihm dabei. Die Streitaxt jagte weiter, um von dem Irokesen aufgefangen zu werden, der sofort danach verschwand.

Gleichzeitig wirbelten auch die tanzenden Knochen in die Höhe und stießen in den grauen Himmel.

Der Angriff war beendet. Für den alten Mann kam jedoch die Hilfe zu spät. Er starb mitten auf der Fahrbahn, als ich mich neben ihn kniete.

Die Wunde in seinem Kopf war einfach zu tief.

Ich hob ihn hoch und trug ihn auf den Gehsteig, denn das Heulen einer Sirene hallte durch den Ort.

Die Feuerwehr kam mit zwei Löschwagen. Das Haus konnten sie nicht mehr retten. Dafür versuchten die Männer, ein Übergreifen des Brandes auf die anderen Gebäude zu verhindern. Um den Toten

kümmerten sich Mitglieder seiner Familie. Eine noch jüngere Frau weinte bitterlich und strich immer wieder über sein Gesicht, wobei sie die Worte »Vater, Vater!« rief.

Ich ging weg und bekam die Gänsehaut nicht von meinem Rücken. Auch der Sheriff war nicht mehr im Office geblieben. Er unterstützte lautstark die Löscharbeiten der Feuerwehr.

Von allen Seiten eilten die Bewohner herbei. Nicht alle hatten die Knochen gesehen und auch, wie der Brand entstanden war. Doch es sprach sich blitzschnell herum, und ich spürte, wie die Stimmung allmählich anfing zu kochen. Möglicherweise würde man uns die Schuld an dem Drama in die Schuhe schieben.

Ich blieb vor dem Office stehen und lehnte mich mit dem Rücken gegen einen Türpfosten. Abe Douglas entdeckte mich. Er lief um die Wagen herum. Neben mir blieb er stehen. Sein Gesicht war rauchgrau. Er atmete heftig, hustete und schüttelte sich. »Verdammt, John, das war knapp!«

Ich nickte. Dabei schaute ich den dicken Löschstrahlen nach, die in die Flammen zischten. Der schwarzgraue Rauch schwebte über den Nachbarhäusern.

»Sie sind wieder weg, Abe. Sie kamen, schlugen zu und verschwanden. Sie haben uns ihre Macht bewiesen.«

»Das stimmt. Fragt sich nur, was wir jetzt unternehmen sollen?«

»Auf keinen Fall laufen wir weg. Ich habe vom Tanzplatz der Verfluchten gehört. Dort werden wir in der Nacht unseren ›Freund‹ erwarten. Wir müssen ihn vernichten.«

»Wenn das so einfach wäre.«

Ich hob die Schultern. »Niemand ist unbesiegbar, das habe ich schon des öfteren erlebt. Außerdem werde ich es mit dem Bumerang versuchen. Damit müßte ich ihn eigentlich kriegen.«

»Wenn man dich läßt.«

»Sicher. Du kannst übrigens hier im Ort bleiben, wenn ich mich auf den Weg mache.«

»Kommt nicht in die Tüte. Ich gehe mit. Mitgegangen, mitgehangen.«

»Soweit möchte ich es nicht kommen lassen.«

Die Männer des Löschtrupps bekamen das Feuer schnell unter Kontrolle.

Endlich kam auch der Sheriff. Er starrte uns beide an, als wollte er uns fressen.

»Alles okay?« fragte ich.

Er lachte quiekend. »Okay, Mister? Nichts ist okay, gar nichts. Was hier passiert ist, daran tragen Sie die Schuld. Sie allein. Und das wissen auch die Leute hier.«

Plötzlich fuhr Douglas herum und packte Hunter am Kragen seiner Jeansjacke. Er drehte den Stoff zusammen und schaute dem

Sternträger aus kürzester Entfernung ins Gesicht. »Wie soll dein letzter Satz heißen, Meister, he?«

»Wieso ich…?«

Abe stieß den Sheriff durch die offenstehende Tür in das Büro. »Ich will von dir eine Antwort haben, Feigling.« Er ließ den Mann los und schleuderte ihn gleichzeitig in Richtung des Schreibtischstuhles, auf den er dann auch fiel. »Ich will eine Antwort auf meine Frage, Sheriff!«

Flash Hunter hatte sich wieder gefangen. Er nickte heftig. »Man gibt euch die Schuld. Und man will euch die Rechnung präsentieren. Ich glaube nicht, daß ich sie noch überzeugen kann.«

»Vom Gegenteil?« fragte ich.

»So ist es.«

»Wie präsentiert man denn hier in Rainbow Falls einem Fremden die Rechnung?«

»Wissen Sie das nicht?«

»Rede endlich!« schrie Abe.

»Man wird euch dafür verantwortlich machen, und man wird euch haben wollen.«

»Aus dem Ort jagen?«

»Ja, auch, vielleicht. Sie müssen das verstehen. Die Leute hier sehen sich gefährdet. Da kommt noch so etwas wie Widerstandswille durch und Pioniergeist.«

»Damals hat man Menschen noch gelyncht«, sagte ich in seinen Redeschwall hinein.

»Eben!« Hunter nickte.

Abe Douglas drückte seinen Oberkörper zurück und schlug sich gegen die Stirn. »Soll das etwa heißen, daß uns die Meute ach so friedlicher Bürger aufhängen will?«

Der Sheriff hob seine Schultern. »Ich… ähm… ich hoffe nicht, daß es soweit kommt. Aber garantieren kann ich für nichts. Die Ordnung hier ist zerstört worden. Sie hätten wirklich verschwinden sollen…«

»Du bist doch wahnsinnig, Hunter!« schrie der G-man plötzlich. »Das kann doch nicht dein Ernst sein!«

»Ich weiß es auch nicht.«

»John, was sagst du dazu?« Douglas starrte mich an. »Wo leben wir eigentlich. Okay, ich habe davon gehört, daß es in den Südstaaten den Ku-Klux-Klan noch geben soll. Ich kannte auch einen Kollegen, der sein Leben deswegen verloren hat, aber was ich hier höre, das ist für mich unbegreiflich.«

»Wir werden die Männer schon zur Vernunft bringen«, sagte ich mit ruhiger Stimme und zuckte im nächsten Moment zusammen, als der Schuß aufpeitschte, die Kugel durch das offene Fenster drang, über unsere Köpfe hinwegflog und in die gegenüberliegende Wand

hämmerte, wo sie noch das dort hängende Sternenbanner durchschlug…

***

Wir hatten uns nicht zu Boden geworfen, waren nur nach verschiedenen Seiten weggegangen, und Abe schleuderte mit einem Spagatschritt die Tür ins Schloß.

»Das darf doch nicht wahr sein!« sagte er krächzend.

»Ja, es ist wahr. Das ist der Anfang.« Hunter stand schwerfällig auf und griff nach seinem Gewehr.

Douglas richtete blitzschnell seinen Dienstrevolver auf ihn. »Du nicht auch, Sheriff?«

»Nein, nein, ich werde…«

»Los, kommt raus!« Eine irr klingende, rauhe Männerstimme unterbrach den Sternträger mitten im Satz. Der Schreier stand draußen auf der Straßenmitte, wo sich auch die anderen Männer versammelt hatten und gegen das Office starrten.

Ich wandte mich an den Sheriff. »Sollen wir etwas unternehmen, oder wollen Sie zuvor mit den Leuten reden?«

»Ich… ich weiß eigentlich nicht, was ich ihnen sagen soll.«

»Mensch, du Feigling!« schrie Abe den Mann an. »Erzähle ihnen, daß es Mord ist, was sie da vorhaben. Eiskalter Mord, verstehst du das, du komischer Sheriff?«

»Ja, ja, ich kann es ja versuchen.« Der Sternträger quälte sich in die Höhe. Er hatte es nicht besonders eilig. Das wiederum wurmte Abe. Er packte den Mann an der Schulter und riß ihn in die Höhe.

»Beeilen Sie sich, wir haben noch etwas anderes zu tun, als uns mit der Meute hier anzulegen!«

Flash Hunter bewegte sich tatsächlich wie eine Witzfigur. Er schlurfte zum Fenster, den Kopf hatte er eingezogen, das Haar lag längst nicht mehr so glatt. Es war völlig durcheinander. »Nicht schießen!« brüllte er nach draußen, als sich seine Gestalt hinter dem zerstörten Fenster abmalte. »Ich bin es!«

»Hat man dich vorgeschickt?« schrie der Sprecher.

»Nein, nicht direkt.«

»Wie heißt der Schreier?« fragte ich.

»Es ist Kirk Kilkanny, ein Ire. Er wohnt in der Nähe und ist als Einzelgänger bekannt.«

»Gut, reden Sie weiter.«

Der Sheriff drehte sich wieder um. Er beugte sich dabei vor und stützte seine Hände auf den unteren Fensterrand. »Hört zu, Leute! Was ihr da vorhabt, geht nicht. So etwas ist ungesetzlich, versteht ihr? Es wäre Mord, wenn ihr…«

»Halt dein Maul, Flash. Durch die beiden Kerle ist der ganze Mist

gekommen.«
»Es sind Polizisten aus New York.«
»Na und? Sie hätten in ihrer verdammten Stadt bleiben sollen.«
Das zustimmende Murmeln der anderen Männer gab dem Schreier recht. Mir gefiel die Entwicklung überhaupt nicht mehr. Der Sheriff konnte nicht überzeugend reden. Er war ein Waschlappen. Einen Hühnerdiebstahl aufklären oder mal einen Betrunkenen festnehmen, so etwas schaffte er gerade noch, aber eine wilde Meute in Schach zu halten; ging über seine Kräfte.
»Geht wieder in eure Häuser und Wohnungen!« schrie er. »Ich kann hier keine Lynchjustiz dulden.«
»Und was ist mit meinem Vater geschehen?« schrie eine Frau. »Er ist umgekommen. War das kein Mord?«
Hunter drehte sich zu uns. Er wollte unseren Kommentar hören, weil ihm selbst nichts einfiel.
»Sagen Sie den Leuten, daß es ein Unfall gewesen ist. Es muß zahlreiche Zeugen geben, die es gesehen haben.«
»Das glauben die mir nicht.«
»Reden Sie schon, Sheriff!« zischte Abe. Er schaute Hunter so scharf an, daß dieser noch bleicher wurde. Er schwitzte auch stark, war fahrig und hatte Angst.
»He, Sheriff, geh vom Fenster weg, sonst blase ich dir ein Loch in deinen Schädel!«
»Hör auf, Kilkanny!« schrie Hunter. »Grimsbys Tod war ein verdammter Unfall. Das müssen einige von euch gesehen haben. Er ist in den Tomahawk hineingerannt.«
»Ja, aber nur weil die beiden Bullen aus New York hier waren.« Kilkanny begann rauh zu lachen.
»Okay, Leute, ihr kennt mich. Ich werde die beiden nicht umlegen, aber sie sollen rauskommen. Dann werden wir sie persönlich aus der Stadt schaffen und ihnen einen verdammten Denkzettel verpassen, damit sie uns in Zukunft in Ruhe lassen.«
Die Männer begannen zu johlen. Das machte ihnen Spaß. Hunter drehte sich zu uns um. Er trug ein unglückliches Gesicht zur Schau und wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.
Abe huschte auf mich zu. Er wisperte mir seinen Plan ins Ohr, der nicht schlecht war. Ich gab meine Zustimmung durch ein Nicken bekannt. Der Sheriff hatte sich nicht entschieden und rang die Hände. Er fuhr zusammen, als Douglas plötzlich vor ihm stand und ihm den Revolverlauf gegen das Kinn drückte. Gleichzeitig zog er ihn vom Fenster weg und schrie nach draußen: »Wir kommen, Freunde!«
»Darauf warten wir auch!« brüllte Kilkanny zurück.
»Verdammt, was haben Sie vor?« flüsterte der Sheriff.
»Nichts Besonderes. Wir wollen nur nicht, daß man uns so einfach

abknallt. Worte sind geduldig, und dieser komische Ire scheint ein Hitzkopf zu sein.«

Abe hatte Routine. Er drehte seine Geisel herum und sorgte dafür, daß die Mündung stets Körperkontakt besaß. »Ihr habt es nicht anders gewollt«, sagte er.

Hunter öffnete die Tür.

Blitzschnell waren er und Douglas draußen, während ich mich in den toten Winkel an die Wand preßte.

Sekundenlang geschah nichts. Wahrscheinlich starrten die Menschen allein den Sheriff an. Aber Kilkanny meldete sich wieder zu Wort. Bevor er sprach, begann er zu heulen. »Schaut euch diese feigen Hunde an. Sie verstecken sich hinter dem Sheriff. Das wollen Bullen sein?«

»Weg mit dem Gewehr!« rief Abe.

»Nein, ich!«

»Weg damit!«

»Tu es doch!« brüllte Hunter los. »Kilkanny, sei nicht verrückt! Du bringst uns alle in Gefahr.«

Es wurde wieder still, bis sich Douglas meldete und mit lauter Stimme erklärte: »Ja, so habe ich mir das gedacht, Kilkanny. Jetzt können wir weitersehen.«

»Feige seid ihr!« schrie der Ire. »Erst habt ihr einen Mord auf dem Gewissen, jetzt versteckt ihr euch…«

Genau das war der Zeitpunkt, der mir paßte. Ich löste mich aus der Deckung und trat nach draußen.

Meine Beretta hatte ich steckenlassen, ich wollte niemanden provozieren, blieb in der offenen Tür stehen und schaute mir die Szene an.

Es waren zahlreiche Menschen zusammengekommen. Überwiegend Männer, die wie erstarrt wirkten.

Kilkanny fiel auf. Neben ihm lag das Gewehr. Er trug eine dicke Lederjacke. Auf seinem Kopf saß die blaue Schirmmütze schief. Groß war er nicht, dafür breit, und die Arme hielt er leicht vom Körper abgewinkelt und etwas gebogen. Seine Füße verschwanden in schweren Lederstiefeln.

Douglas und der Sheriff hatten sich so aufgebaut, daß sie meine Sicht nicht behinderten. Auf gleicher Höhe mit ihnen blieb ich stehen. Dicht neben Kilkanny zog sich die Frau zurück, die neben ihrem toten Vater gekniet hatte.

»Wer ist feige?« fragte ich laut und deutlich.

»Du, Bulle!«

»Hier bin ich!«

Über das Gesicht des Iren huschte ein Grinsen. Dann hob er den Arm, riß seine Mütze vom Kopf und schleuderte sie zu Boden. Auf seinem

Schädel wuchs kein einziges Haar. »Ich habe dir doch versprochen, Bulle, dich so aus der Stadt zu schaffen, wie ich es will. Gleich werde ich damit anfangen, falls du nicht den Schwanz einziehst.«

»Weshalb sollte ich?«

»Du läßt es darauf ankommen?«

»Sicher!«

Kilkanny drehte sich um und rieb sich bereits die Hände. »Habt ihr es gehört, Leute? Der Bulle kneift nicht. Er will sich tatsächlich mit mir schlagen. Das wird ein Fest!«

»Stampf ihn in den Boden, Ire!«

»Ja, mach's wie Bud Spencer. Drei bis vier Schläge, und man sieht ihn nicht mehr.«

»Das darf doch nicht wahr sein!« hörte ich Abe sprechen. »Das ist wie im Wilden Westen!«

Auch ich kam mir dumm vor. Aber ich hatte den ersten Schritt getan und mußte auch den zweiten machen. Dabei hatte ich andere Sorgen, als mich mit diesem Halbirren herumzuschlagen, der sich auf seine immense Kraft verließ. Er hatte tatsächlich Fäuste wie Hämmer. Wenn mich eine von ihnen voll erwischte, konnte ich einpacken. Ich wollte mich auf meine Schnelligkeit und die asiatische Kampftechnik verlassen, die mir mein Freund Suko eingebläut hatte.

»Also, Bulle, jetzt gibt es kein Zurück mehr. Du hast ja gesagt! Komm her!«

Ich blieb stehen. Das irritierte Kilkanny. Er hob die breiten Schultern an und schob den Kopf gleichzeitig vor. Das Startsignal, denn wie eine Ramme rannte er auf mich zu…

***

Vielleicht hatte er mal Bäume ohne Axt umgehackt. Möglich war bei ihm alles, aber von Technik hatte er keine Ahnung. Ich ließ ihn kommen, hörte Abes Stöhnen und warf mich im allerletzten Augenblick zur Seite. Ich landete auf dem Boden, kam wieder hoch und hörte Kilkannys wütendes Schreien. »Kämpfe wie ein Mann, Bulle!«

»Komm her, du Stier!«

Er rannte abermals vor, griff aber zu einem Trick, indem er plötzlich stoppte und ausholte. Das war genau eine halbe Sekunde zu lange. Bevor mir seine Faust den Kopf vom Hals hämmern konnte, hatte ich ihn mit einem Karatetritt gegen die Brust erwischt. Plötzlich kam er aus dem Gleichgewicht. Er stolperte nach hinten, stierte mich an und hatte auch die Gesichtsfarbe gewechselt.

Ich kam ihm nach.

Der zweite Tritt erwischte ihn an der Hüfte, der dritte säbelte ihn von den Beinen.

Erledigt war er nicht. Gerade noch rechtzeitig sprang ich zurück, als er einen neuen Anfall von Wut und Kraft bekam. Er federte in die Höhe, stieß einen Wutschrei aus und erwischte mich mit einem gefährlichen Rundschlag so hart an der Schulter, daß ich mich dabei um meine eigene Achse drehte.

Wie ein Bulle stürmte er weiter. Diesmal gelang es mir nicht, auszuweichen. Mit dem Kopf traf er mich am Hüftknochen, stieß mich zurück in den Pulk der Zuschauer hinein, wobei es ihm noch gelang, mit beiden Armen meinen Körper zu umklammern.

Die Leute schufen sofort Platz, so daß wir in die Gasse hineintaumelten.

Ich hatte die Hände frei. Die ließ ich nach unten sausen, traf dabei den Rücken, den Nacken und spürte, wie sich der Griff lockerte. Mit einem Sprung zurück konnte ich mich von Kilkanny befreien. Er hielt sich nicht mehr auf den Beinen, fiel auf die Knie und streckte die Arme aus, um nicht aufs Gesicht zu fallen. Den Kopf hielt er gesenkt. Aus seinem Mund tropfte Speichel.

Ich hätte ihm jetzt den Rest geben können, doch es widerstrebte mir einfach, den Mann in dieser wehrlosen Haltung zu schlagen. Statt dessen fragte ich ihn: »Na, wie war das mit dem feigen Bullen?«

Seine Antwort bestand aus einem Stöhnen.

»Gut«, sagte ich, »dann war es das wohl.«

Ich schlug einen Bogen und ging durch die Gasse zurück, die man mir schuf. Dabei rieb ich meine Handknöchel, die nach den ungewohnten Schlägen schmerzten.

Abe Douglas schaute mir grinsend entgegen. »Du kannst nicht nur mit Dämonen umgehen, John.«

»Tja, Großmäuler liegen mir auch.«

Ein Kommentar wurde nicht abgegeben, die Zuschauer schwiegen lieber. Sie hatten auf ihren Mann gesetzt und verloren. Manche schauten auch betreten zu Boden und machten den Eindruck, als würden sie über ihr schlechtes Gewissen nachdenken.

Vier Leute stutzten den Schläger Kilkanny. Obwohl er dicht an uns vorbeitaumelte, sah er mich nicht.

Sheriff Hunter lutschte wieder an seiner Zigarre. Er kam mir erleichtert vor. »Man muß nur konsequent sein«, sagte er.

»Ja, Sheriff, merken Sie sich das für die Zukunft.«

Er starrte mich an. »Was soll das heißen?«

»Denken Sie mal darüber nach.«

Mein New Yorker Kollege hatte es eiliger. Er stand schon am Wagen und winkte. Auch Hunter hatte die Bewegung gesehen. »Wollen Sie die Stadt jetzt verlassen?«

»Ja.«

Er lächelte. »Das ist gut. Warten Sie, ich gehe noch mit bis zum

Wagen.«
»Darum wollte ich Sie auch gebeten haben.«
Aus der Hausruine trieben dichte Rauchschleier. Vor dem niedergebrannten Bau standen mehrere Menschen und diskutierten, um sie herum verteilten sich die Pfützen des Löschwassers wie große, blinde Augen.
Die Februarsonne war längst hinter den Hügeln verschwunden. Restlicht strahlte noch über die Ränder und ließ sie weich erscheinen. Allmählich kroch die Dämmerung heran. Der Himmel hatte dort, wo die Sonne sank, eine purpurne Farbe angenommen, ein Zeichen, daß auch der nächste Tag den Hauch von Frühling ahnen ließ.
Sheriff Hunter wußte nicht so recht, was er sagen sollte. Er fragte schließlich: »Fahren Sie direkt nach New York?«
Auch Abe Douglas hatte die Worte gehört. Er lachte auf. »Sie glauben doch nicht, Sheriff, daß wir hier ohne ein Ergebnis wieder verschwinden?! Nein, das ist nicht drin.«
»Aber was wollen Sie…?«
»Was wir wollen, Mr. Hunter? Ganz einfach. Wir brauchen diesen Shalaka. Oder wollen Sie, daß er zurückkehrt? Dann haben Sie nämlich ihren zweiten Toten im Ort. Vielleicht auch den dritten und vierten.«
»Natürlich nicht.«
Douglas tippte ihm gegen die Brust. »Und deshalb sind wir gekommen. Wir wollen zum Tanzplatz der Verfluchten, Sheriff. Und Sie werden uns den Weg zeigen.«
»Ich fahre nicht mit!«
»Das brauchen Sie auch nicht. Wir wollen nur, daß Sie uns den genauen Weg erklären.«
»Den kennen Sie doch - oder?«
Ich hatte ihn angesprochen. Hunter strich durch sein Haar. »Ja, den kenne ich, obwohl ich ihn selbst noch nicht gefahren bin, wie Sie sich vorstellen können.«
»Klar, Sie hatten Angst.«
»So ist es.«
»Wie müssen wir fahren?« Sicherheitshalber schrieb ich die Angaben des Sheriffs auf. Das war gut, denn er hatte sich bei der ersten Beschreibung zweimal vertan, so daß ich wieder von vorn anfangen konnte. Schließlich blickten wir durch und nickten zufrieden. »Na, dann können wir ihn ja nicht mehr verfehlen, Meister.«
»Das glaube ich auch.« Er räusperte sich. »Kehren Sie noch einmal zurück, wenn Sie es…?«
»Das will ich doch hoffen«, sagte ich und öffnete die Beifahrertür..
Der Sheriff zog ein skeptisches Gesicht. So wie er aussah, glaubte er uns nicht. Sicherlich hatte er uns schon abgeschrieben. Mich aber

interessierte der Tanzplatz sehr, und Abe Douglas erging es nicht anders, deshalb fuhr er zügig los…

***

Der Wald war dicht, hoch und trotzdem kahl. Nicht zerstört, wie ich es vor einigen Monaten erlebt hatte, als wir die Werwölfe im Gespenster-Wald jagten, nein, er zeigte das Winterkleid. Die Zweige und Äste hielten kein Blatt mehr. Schnee lag noch auf dem Boden und bildete graue Flecken.

Die Region der Nadelhölzer sah anders aus. Sie bildete dichte Wände rechts und links des schmalen Weges, über den wir schaukelten.

Abe Douglas lenkte. Hin und wieder schüttelte er den Kopf. »Ich habe das Gefühl, geleimt worden zu sein.«

»Wieso?«

Er hob die Schultern. »Vielleicht hat uns dieser komische Sheriff bewußt in die Irre führen wollen. Dieser Feldweg ist ja unmöglich.«

»Was hätte er davon gehabt?«

»Keine Ahnung. Für mich hat der sowieso einen Riß in der Schüssel. Und zwar einen sehr breiten.«

»Halte du dich lieber weiter nach links. Da rauscht der Wasserfall, wenn mich nicht alles täuscht.«

»Hörst du ihn?«

»Ja.«

Ich hatte einige Male das Fenster nach unten gekurbelt und gelauscht. Der Weg aber, den uns Hunter beschrieben hatte, führte genau in die andere Richtung.

»Einigen wir uns auf den Wasserfall?« fragte Douglas.

»Nein, ich vertraue dem Sheriff.«

»Schimpf mich aber nachher nicht aus.«

»Fahr schon weiter.«

Natürlich hatten wir die Scheinwerfer eingeschaltet. Es war zwar noch nicht richtig dunkel, aber zwischen den Bäumen herrschte ein ungewisses Zwielicht, das mir überhaupt nicht gefiel. Die graue Finsternis sah aus wie ein Vorhang, den unser gelbweißes Scheinwerferlicht permanent zerriß.

Es war gut, daß wir auf der normalen Strecke geblieben waren, denn der Weg schlug schon bald einen Bogen und drückte sich in einem Halbkreis nach links, also dorthin, wo der Wasserfall rauschte.

Dichter Wald umgab uns. Zudem eine unheimliche Stille. Kein Tier huschte durch die Lichtsperre.

Fast unberührt kam mir die Natur an manchen Stellen vor.

»Es ist eine Schande«, sagte ich, »daß hier eine Entsorgungsanlage gebaut werden soll.«

»Nicht hier.«

»Wo denn?«
»Das habe ich dir doch gezeigt. An der Ostseite des Ortes, wo die Ebene beginnt. Experten meinen, diese Ebene sei dafür ideal.«
»Sind die nicht verschwunden?«
»Von denen habe ich nicht geredet. Ich dachte mehr an die Theoretiker, die Planer.«
»Dann sollen sie mal herkommen, damit sie selbst sehen, was sie anrichten werden.«
»Bist du ein Grüner, John?«
»Das hat mit Politik nichts zu tun. Ob jemand konservativ denkt oder zur Öko-Bewegung zählt, der gesunde Menschenverstand sagt einem doch, daß es so nicht weitergehen kann, nur weil einige Leute Geschäfte machen wollen.«
»Da gebe ich dir recht. Aber unsereiner steckt eben zu stark in den Sachzwängen.«
»Mir ergeht es ebenso.«
»Nur können wir trotz allem die dämonischen Aktivitäten eines Shalaka nicht dulden.«
»Das stimmt.«
Douglas hebelte das Lenkrad nach links. Die Kurve war fast so eng, daß wir nicht herumkamen. Der G-man schaffte es, auch wenn Zweige wie Fingernägel über die Karosse kratzten. »Mich würde wirklich mal interessieren, was auf dem Tanzplatz geschehen ist, daß sich dort ein dämonischer Keim ausbreiten konnte.«
»Das muß tief in der Vergangenheit liegen.«
»Hast du eine Idee?«
Ich nickte. »Ja, ich denke da an eine alte Kultstätte der Wald-Indianer.«
»Das könnte stimmen.«
Ich schaute wieder auf die Zeichnung. Sie war kein Meisterwerk. Man brauchte schon eine Menge Phantasie, um die Theorie in die Praxis umzusetzen. Vielleicht war es auch ein Glücksfall, wenn es uns gelang, den Ort zu finden.
»Ich sehe nur Bäume«, sagte der G-man, »wenn überhaupt. Dem Sheriff traute ich noch immer nicht. Vielleicht hat er uns bewußt in die Irre geführt, damit wir Hänsel und Gretel spielen.«
»Notfalls können wir auch zurückfahren. Mich interessiert etwas ganz anderes.«
»Spuck's schon aus, bevor du daran erstickst.«
»Der Sheriff hat den Tanzplatz eingezeichnet und noch ein verfallenes Gebäude.«
»Dieses Viereck, meinst du?«
»Ja.«
»Ich weiß auch nicht, was es bedeuten soll. Wir werden sehen. Einige

Meilen haben wir hinter uns, und weit kann es demnach nicht mehr sein.«

Das stimmte. Als ich die Scheibe nach unten fahren ließ, hörten wir beide das Rauschen des Wasserfalls. Diesmal lauter als bei den anderen Tests.

»Na bitte«, sagte Douglas, »gleich sind wir da.«

Er hatte mit seiner Vermutung recht, denn das Waldgebiet in unserer Nähe lichtete sich. Die Bäume traten auch weiter vom Weg zurück. Wir konnten schneller fahren. Unsere Blicke folgten den hellen Strahlen der Scheinwerfer, und Douglas schaltete sogar das Fernlicht ein, damit ein großer Ausschnitt des Geländes erfaßt wurde.

»Da sind die Mauern!«

Er und ich hatten sie zur gleichen Zeit entdeckt. Der G-man bremste sofort, und wir betrachteten die Ruinen im Scheinwerferlicht. Als schwarze Mahnmale stachen sie in den Himmel.

Douglas schlug sich gegen die Stirn. »Jetzt fällt es mir wieder ein. Auch Kudelke hat davon gesprochen: Er ist auch hierhergekommen. Das muß mal eine alte Poststation gewesen sein, die man, aus welchen Gründen auch immer, aus Steinen errichtet hat.«

»Vielleicht war ihnen Holz nicht stabil genug.«

»Kann sein.«

Ich wollte die Tür öffnen, doch Abe schüttelte den Kopf. »Warte, ich fahre den Wagen noch zur Seite.«

»Laß mich ruhig aussteigen.«

»Wie du willst. Hast du eine Lampe?«

»Ja.«

Ich verließ den Wagen und schaute ihm nach, als er von Douglas in eine weite Kurve gelenkt wurde.

Abe wendete den Camaro noch, damit er günstig für eine Rückfahrt stand.

Ich schritt gemächlich über den weichen nachgiebigen Boden auf die alte Poststation zu. Dabei dachte ich über gewisse Dinge nach und fragte mich, ob ich mich bereits auf dem Gelände befand, der von den Menschen in Rainbow Falls als Tanzplatz der Verfluchten bezeichnet worden war.

Ja, das mußte er sein.

Ich blieb stehen, holte meine kleine Taschenlampe hervor und bewegte sie im Kreis.

Es war nichts Außergewöhnliches festzustellen. Der Untergrund war völlig normal. Noch weich vom Schmelzwasser, bedeckt mit altem Laub und braunem Wintergras. Knochen sah ich keine, ebensowenig die Maske oder den Irokesen.

Ich hörte das Zuschlagen einer Wagentür. Douglas hatte den Camaro verlassen. Es wurde still.

Selbst die Schritte meines Begleiters hörte ich nicht.
Zuerst dachte ich mir nichts dabei, bis ich nach ungefähr einer halben Minute aufhorchte. Weshalb kam er nicht?
Ich rief ihn.
Abe gab keine Antwort.
Von den Hacken her kroch etwas in die Höhe. Es war das Gefühl einer Angst, das auch die Gänsehaut produzierte, die sich auf meinen Rücken legte.
»Verdammt, Abe, wo steckst du?«
Nur meine Stimme hallte noch als Echo nach. Ansonsten war es totenstill.
Ich räusperte mir die Kehle frei. Angespannt ging ich in die Richtung, aus der Douglas hätte kommen müssen. Aus dem Wagen war er gestiegen, das hatte ich gehört. Den Arm hielt ich ausgestreckt, so daß der helle Schein über den Boden huschen konnte und Hindernisse aus der Dunkelheit riß.
Ich entdeckte keine Stolperfallen und auch keine getarnten Gruben. Aber auch Abe Douglas sah ich nicht. Dafür glitt der Kegel schon sehr bald über die Karosserie des Camaro. Er tastete sich auch entlang der Kühlerhaube und erreichte die Frontscheibe, durch die er hindurch in den Wagen stach.
Er war leer.
Ich trat trotzdem von der Beifahrerseite an ihn heran und leuchtete so hinein, daß ich auch den Boden erkennen konnte.
Dort lag ebenfalls niemand.
Wenig später hatte ich Abe Douglas gefunden. Er lag an der anderen Seite des Wagens. Man hatte ihn noch aussteigen und die Tür schließen lassen, bevor es ihn erwischte.
Zusammengekrümmt lag er neben der Fahrertür. Diese Haltung jagte mir einen heißen Schreck ein.
Ich atmete scharf durch die Nase, als ich mich neben ihn kniete, ihn anleuchtete und ihn untersuchte.
Nein, er war nicht tot. Im Schein der Lampe entdeckte ich den Blutfleck in seinen blonden Haaren.
Dort hatte es ihn erwischt. Wer den G-man niedergeschlagen hatte, darüber konnte ich nur spekulieren, dachte aber an die tanzenden Knochen, von denen auch Kudelke berichtet hätte.
Ich fühlte mich unwohl, als ich mich erhob und langsam umdrehte. Zu sehen war nichts.
Keine Bewegung, nur die Dunkelheit lastete über dem Tanzplatz der Verfluchten, in dessen Boden eine starke Magie stecken mußte. In meinem Mund spürte ich einen schalen Geschmack. Noch immer rieselte es kalt den Rücken hinab. Ich hatte keine direkte Angst, doch das bedrückende Gefühl wollte nicht weichen.

Etwas stimmte hier nicht.

Nur ein paar Schritte weiter verdichtete sich der Bewuchs. Da begann wieder der Wald. Ich leuchtete hinein, aber auch dort tat sich nichts.

Die Knochen hielten sich versteckt. Stellte sich die Frage, wo sie sich verborgen hielten. Automatisch traf mein Blick das düstere Gemäuer. Bisher hatte ich es nur von außen gesehen. Stellte sich die Frage, ob es noch einen Eingang oder einen Innenhof gab. Vielleicht befand sich dort die Zentrale. Möglicherweise waren auch hier die drei Männer verschwunden.

Abe Douglas fiel leider aus. Er lag in einer so tiefen Bewußtlosigkeit, daß es noch Stunden dauern konnte, bis er daraus erwachte. Das hatten unsere bisher unbekannten Gegner also geschafft. Nicht mehr zwei, sondern einer nur jagte nach ihnen.

Das konnte heiter werden.

Ich wollte Abe nicht auf dem feuchtkalten Boden liegenlassen, nahm ihm die Wagenschlüssel ab und verstaute ihn im Fond. »Hoffentlich kann ich dich noch zurückfahren!« flüsterte ich zum Abschied, bevor ich die Tür leise wieder zudrückte.

Danach machte ich mich auf den Weg. Mein Ziel war die Ruine. Ich kam mir vor wie ein Soldat, der durch Feindesland schritt und jeden Moment damit rechnen mußte, auf eine Tellermine zu treten. Die Fallen waren vorhanden, aber so geschickt gelegt, daß es mir nicht gelang, sie zu entdecken. Mein Blick glitt zum Himmel. Er sah blaugrau aus. Die ersten Sterne leuchteten wie kleine Splitter. Den Mond sah ich nicht. Er hielt sich irgendwo versteckt.

Vor meinen Lippen dampfte der Atem. Die Lampe hatte ich gelöscht. Ich wollte mich durch nichts ablenken lassen und mich voll und ganz auf meine Umgebung konzentrieren. Schon oft genug hatte ich mich auf meine Sinne verlassen und dabei Gefahren immer erkannt. Manchmal drehte ich mich blitzartig um, doch kein Knochen schwebte drohend hinter oder über mir.

Ich ging durch eine schweigende Welt, die selbst von den Tieren verlassen worden war.

Düster ragten vor mir die Ruinen in die Höhe. Ich sah einen breiten Streifen, das mußte eine Mauer sein. Einen Durchschlupf entdeckte ich noch nicht. Wahrscheinlich mußte ich sie überklettern, um in den Innenhof zu gelangen.

Vor der Mauer wucherte Unkraut. Lange Grasfäden, die sich im schwachen Wind bewegten und auch über den Stoff meiner Hosenbeine strichen. Ich warf einen Blick über die Mauer und entdeckte dahinter tatsächlich so etwas wie einen Innenhof, auf dem allerdings keine Gebeine mehr lagen.

Wenn sie sich in der Nähe befanden, hielten sie sich gut versteckt.

Ich suchte die Mauer nach einer geeigneten Stelle ab. Zahlreiche

Firststücke waren herausgebrochen, so daß ich dort relativ leicht hinüberklettern konnte.

Auf der anderen Seite sprang ich zu Boden. Mit beiden Füßen versank ich im Gras und wunderte mich gleichzeitig, wie geräumig das Gelände hier war. Diesmal schaltete ich die Lampe ein und ließ den Kegel über den Boden gleiten. Er sah nicht so aus wie vor der Mauer. Er kam mir aufgewühlt vor. Ob von unten oder oben, das war nicht festzustellen. Etwa zehn Yards entfernt stand der Hauptbau der alten Station. Die Rechtecke der scheibenlosen Fenster sahen aus wie geometrische Glotzaugen. Ich leuchtete hindurch und sah das Rund der Lampe auf eine Wand fallen, wo es einen zerfasernden Kreis bildete.

Auf der Hälfte der Strecke blieb ich stehen. Ein Geräusch hatte mich gewarnt.

Sehr hohl klingend, auch metallisch, und ich wußte sofort, was da geschehen war.

Knochen klapperten gegeneinander.

Die Gebeine bereiteten sich auf den Tanz vor. Sicher lagen sie in der Umgebung auf der Lauer und warteten nur mehr auf den Befehl ihres Meisters.

Tanzplatz der Verfluchten hatte man den Ort genannt. Kein Name hätte treffender sein können.

Auch Kudelke war bis hierhergekommen, wie er Abe Douglas berichtet hatte. Wahrscheinlich hatte man ihn auch an dieser Stelle attackiert, möglicherweise hatte auch er zunächst nur die hohlen Laute vernommen, um anschließend die Knochen zu sehen, so wie es plötzlich bei mir der Fall war.

Hinter der Mauer kamen sie hoch. Ich sah sie deshalb so deutlich, weil sie in der Finsternis leuchteten. Zum erstenmal sah ich einen Schädel, der die ansonsten flachen Knochenstücke begleitete.

Er stieg zwischen ihnen hoch. Mir kamen die sich drehenden und zitternden Gebeine vor wie stumme Wächter, die den blanken Schädel begleiteten und ihn schützten.

Die Knochen griffen mich nicht an. Sie stiegen nur langsam hoch. Es war ein etwas lustiges und gleichzeitig auch makabres Bild, als die Gebeine plötzlich anfingen zu tanzen. Sie bewegten sich zuerst nach oben, dann nach unten, auch nach links und wieder nach rechts. Eine Melodie oder einen Rhythmus vernahm ich nicht, er war wohl nur hörbar für die bleichen Gerippe.

Aber sie wirbelten nicht nur unkontrolliert durcheinander. Ich bekam den Eindruck, daß hinter diesem Tanz System steckte. Die Knochen fügten sich zu einer menschlichen Gestalt zusammen.

Mit den Beinen schwebte sie in Höhe der Mauerkante. Dabei schien sie ständig nach irgendwas zu treten.

Sie bewegten sich nicht fließend, mehr ruckartig, aber sie drückten sich in meine Richtung.

Ich hatte schon nach meinem Kreuz gegriffen. Nur damit konnte ich sie stoppen.

Doch die Knochen interessierten sich nicht für mich. Plötzlich schwangen die Gebeine nach links weg, als hätte jemand gegen sie geblasen. Mir kam es vor, als würden sie sich im Walzertakt bewegen, sie glitten auch nicht wieder in ihre alte Stellung zurück und waren schon sehr bald meinen Blicken entschwunden.

Der Wald und die Dunkelheit sowie das Mauerwerk hatten sie aufgesaugt.

Ich schüttelte den Kopf. Das war doch nicht möglich. So etwas konnte es nicht geben!

Tief holte ich Luft.

Im Hals spurte ich das Kratzen. Ich räusperte mir zunächst die Kehle frei, lief zur Mauer, kletterte hinauf und schaute mir die Knochen an.

Da war die Erde auch weiterhin aufgewühlt, aber Nachschub drang nicht mehr aus der Tiefe.

Ich zog mich wieder zurück. Allmählich fühlte ich mich auf den Arm genommen. Die andere Seite hatte bisher die Initiative ergriffen. Hier konnte sie schalten und walten, denn dies war allein ihr Gebiet.

Die Gebeine waren dort verschwunden, wo der Wald bis dicht an die Mauer der alten Poststation heranwuchs. Ich brauchte nicht lange nachzudenken, um zu der Überzeugung zu gelangen, daß die Knochen irgend etwas mit der Poststation zu tun hatten.

Deshalb mußte ich mir das Innere genau anschauen. Diesmal lief ich den Weg rascher zurück, erreichte die Mauer des Gebäudes, schaute auch durch ein Fenster in das Innere und wandte mich dann der Tür zu. Natürlich war auch sie nicht vorhanden. Ein offenes Loch, hinter dem die Finsternis lag.

Ich leuchtete zuerst hinein.

Wie alt die Station war, konnte ich nicht sagen. Aber sie beherbergte nach wie vor noch die alten Einrichtungsgegenstände, die ihre Erbauer einmal gekauft hatten.

Tische, Stühle, sogar eine primitive Theke sah ich. Natürlich war alles verfallen, verfault, von der langen Zeit angenagt. Auf dem Boden lag ein dicker Schmierfilm, auf dem meine Sohlen Abdrücke hinterließen, als ich in den Raum trat.

Mit der Lampe erhellte ich die Finsternis.

Es lauerte keine Gefahr. Dafür sah ich einen Durchlaß, der in einen Nebenraum führte. Ich schob mich in die Lücke hinein, leuchtete wieder und wunderte mich über die linke Wand, an der drei Pritschen übereinander angebracht worden waren. Hier hatten die Menschen sich ausruhen und schlafen können.

Keine Spur von Shalaka und den Gebeinen!
Ich betrat den kleineren Raum, leuchtete den Boden ab und entdeckte das Loch.
Eine offene Fallgrube, nicht sehr tief, vielleicht auch nur eine im Boden gebaute Vorratskammer.
Achselzuckend drehte ich mich um, wollte wieder gehen, als etwas Geisterhaftes geschah.
Vor mir leuchtete das Mauerwerk auf.
Zunächst war es nur ein schwacher Schein, der sich im Innern des Gesteins gebildet hatte, weiter vordrang und auch Konturen bekam, die mich an ein Gesicht erinnerten.
Ja, es war ein Gesicht!
Kein menschliches, obwohl es die Umrisse besaß. In mir tauchten Erinnerungen auf.
Wie hatte Abe Douglas noch gesagt?
Bevor Kudelke sich aus dem Fenster stürzte, war eine Maske in der Dunkelheit erschienen.
Und diese Maske entdeckte ich hier!
Ein verzerrtes Gesicht. Gelb und schwarz. Ungemein bösartig und widerlich. Mit brutalen, satanischen Augen, aus denen das Böse als Fanal leuchtete.
Ich war stehengeblieben. Mit der rechten Hand umklammerte ich mein Kreuz, mit der linken hielt ich die Lampe.
Meine Kehle war trocken geworden. Ich wußte nicht, was das Auftauchen bedeutete. Vielleicht eine Warnung, ein Zeichen, daß ich keinen Schritt weitergehen sollte.
Das mußte Shalaka sein!
Aber Shalaka war auch der Geist des Irokesen mit seinem mordenden Tomahawk.
Wie paßte das zusammen?
Kenneth Kudelke hatte vor dieser Maske eine fürchterliche Angst gehabt. Mir erging es nicht so. Ich starrte sie an, spürte zwar das Unheimliche, das von ihr ausging, doch es traf mich nicht so stark, als daß es mein Innerstes hätte in Aufruhr bringen können.
Das Maul stand offen, als wollte mir Shalaka etwas sagen. Leider waren seine Züge erstarrt, doch ich würde Leben in sie hineinbringen oder sie vernichten.
Mein Kreuz besaß eine immense Kraft. Es stemmte sich gegen die unheimliche Magie, es konnte zerstören, wenn ich eine bestimmte Formel rief. Und die rutschte mir fast wie von selbst über die Lippen, weil ich ein Ende machen wollte.
»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«
Voll verließ ich mich auf diesen magischen Spruch, rechnete mit einem großen Sieg - und wurde enttäuscht.

Es kam alles ganz anders!

***

Das Kreuz zerstört das Böse. Ich hatte es bereits unzählige Male erlebt, wie es ihm gelungen war, mich aus einer großen Gefahr zu retten, deshalb rechnete ich auch hier, daß es die Maske regelrecht zertrümmern würde.

Nein, sie blieb.

Aber es änderte sich etwas.

Ich bekam den Schub kaum mit, der mich plötzlich packte und mich dabei derart erfaßte, daß ich um die eigene Achse gewirbelt wurde. Wie im Krampf hielt ich mein Kreuz fest und sah plötzlich, daß es sich veränderte.

Die Maske und mein Talisman wurden eins. Ich wußte nicht, was ich in der Hand hielt, war es nun das Kreuz, oder hatte mir jemand die Maske über die Faust gestülpt?

Die Welt veränderte sich zu einem Kreisel, der mich mitriß und von den Beinen schleuderte. Ich bekam kaum mit, daß ich zu Boden fiel und hart mit dem Rücken aufschlug. In meinem Hinterkopf dröhnte es, als hätte dort jemand gegen einen Gong geschlagen. Vor meinen Augen tanzten Flecken und Sterne. Ich wurde benommen, bekam nicht mehr viel von meiner Umgebung mit, kroch auf allen vieren weiter, ohne es eigentlich richtig zu merken, und hoffte nur, daß sich das Geschehen irgendwann wieder normalisieren würde.

Das geschah auch.

Schlagartig hatte mich die normale Umgebung wieder. Ich konnte befreiend aufatmen, schaute mich um und stellte dabei fest, daß ich noch immer am Boden lag.

Nicht erschöpft, nicht angegriffen. Ich lag einfach da, hielt die Augen noch geschlossen, atmete tief und fest und freute mich, daß ich Luft bekam.

Allmählich öffnete ich die Augen, spürte an meiner linken Schulter den Druck, bewegte die Hand und stellte fest, daß ich direkt an einer Wand lag.

Sie diente mir auch als Stütze, um in die Höhe zu kommen. Auf ziemlich wackligen Knien blieb ich stehen. In meinem Kopf bewegte sich ein gewaltiges Mühlrad, das allerdings sehr schnell wieder zur Ruhe kam, und ich schaute auf meine Hand.

Die Lampe hielt ich noch immer fest, aber auch das Kreuz. Das war am wichtigsten.

Intervallweise kehrte bei mir die Erinnerung zurück. Ich dachte an die Szenen, die ich erlebt hatte, und an diese furchtbare Symbiose zwischen Maske und Kreuz.

Sie mußte eine Bedeutung gehabt haben, etwas war geschehen. Nur

wußte ich nicht, was es gewesen war.

Auf wackligen Beinen ging ich in die Dunkelheit. Ich hätte zu Boden schauen sollen, so sah ich das Hindernis nicht und stolperte darüber. Es war ziemlich weich, ein schrecklicher Verdacht durchzuckte mich. Als ich den Lampenstrahl nach unten richtete, sah ich die Bescherung.

Ich war über einen Toten gestolpert!

Mein Herz schlug plötzlich schneller, die Kehle wurde mir eng, Schweiß stand auf meiner Stirn, denn es war nicht der einzige Tote in dem Raum.

Als ich den Lichtstrahl kreisen ließ, entdeckte ich noch zwei weitere Männer.

Der eine lag über der Sitzfläche eines Stuhls. Die obere Kopfhälfte schwamm im Blut. Man hatte ihn durch schwere Schläge getötet. Der zweite Mann lag auf dem Bauch. In seinem Rücken steckten drei Pfeile. Man hatte ihn von hinten erschossen.

Und der dritte lag zu meinen Füßen. Ebenfalls tot und umgekommen durch ein Messer. Auf eine Beschreibung möchte ich hier verzichten, zudem wirbelten andere Gedanken durch meinen Kopf.

Ausgelöst eigentlich durch die Kleidung der Leichen und durch die Art, wie die Männer gestorben waren.

Diese Art, jemand umzubringen, deutete auf einen Indianerüberfall hin. Zudem waren die Männer gekleidet wie Waldläufer. So kannte ich sie aus Beschreibungen der Indianergeschichten, die ich als Junge so verschlungen hatte.

Jetzt war mir klar, was geschehen war. Durch das Rufen der Formel hatte ich einen Zeitenwechsel in Bewegung gesetzt. Ich war einfach in die Vergangenheit geschleudert worden und bewegte mich als Mann der Zukunft zwischen ihnen.

Kein Grund zur Panik. Schon des öfteren hatte ich diese Reisen erlebt. Nur waren die äußeren Bedingungen immer wieder andere, aber eines blieb. Ich hatte jedesmal, wenn mich das Schicksal in ferne Zeiten trieb, um mein Leben kämpfen müssen.

Auch hier?

Noch einmal leuchtete ich die Toten an, so schwer mir dies auch fiel. Ich wollte sie untersuchen.

Das Blut sah noch frisch aus. Es hatten sich keine Krusten gebildet. So ging ich davon aus, daß die Männer erst vor kurzem gestorben waren.

Vielleicht sogar in dieser Nacht.

Schlagartig bekam ich Angst. Wenn die Mörder noch in der Umgebung lauerten, würden sie bestimmt die Station im Auge behalten. Es wäre risikoreich für mich gewesen, die schützenden Mauern zu verlassen.

Es sah längst nicht so aus wie bei meinem Besuch in der Gegenwart.

Zwar waren die Räume die gleichen, nur zeigten sich an den Möbeln kaum Veränderungen.

Sie wirkten wie frisch gezimmert, sahen sehr neu aus, das galt auch für die Bettgestelle.

Ich löschte das Licht und bewegte mich geduckt und vorsichtig auf die Tür zu.

Man hatte sie herausgerissen. Jedenfalls hing sie schief in den Angeln.

Ihr gegenüber und dicht an die Mauer gepreßt, blieb ich stehen. So konnte ich schräg nach draußen schauen, hörte ein leises Schnauben, das der Wind zu mir hintrug.

In der Nähe mußten Pferde stehen. Wem sie gehörten, war mir unbekannt. Möglicherweise den Toten, denn die Wald-Indianer verzichteten auf Reittiere.

Ich streckte den Kopf vor und hörte das Surren.

Sofort zuckte ich wieder zurück. Zur rechten Zeit. Dicht vor meinem Gesicht huschte ein Pfeil entlang und hieb mit einem dumpfen Geräusch in die offenstehende Tür.

Zitternd blieb er dort stecken. Ich fuhr über meine Kopfhaut. Wer immer dort im Dunkeln lauern mochte, er besaß Augen wie eine Katze. Wahrscheinlich war die Poststation umzingelt worden.

Im Nachhinein wurde mir klar, daß es doch ein Fehler gewesen war, das Kreuz zu aktivieren. Ich hätte in meiner Zeit bleiben sollen. Jetzt hatte sich die Gefahr nur noch verdichtet.

Drei Tote hatten die Indianer hinterlassen, ich wartete noch und war gespannt, was sie vorhatten.

Zunächst tat sich nichts.

Lange, bedrückende Minuten der Stille vergingen. Hin und wieder rauschte der Wind in den Kronen der Bäume. Die Temperatur lag wesentlich höher. Es war frühsommerlich.

Auch die Zeit des Wartens verging. Urplötzlich löste sich die Stille auf.

Ein rollender Donnerschlag hallte um die Station. Hervorgerufen durch Trommelklang, in den sich plötzlich die schrillen Schreie mischten. Ich sah die Personen noch nicht, die diese Schreie ausstießen, hörte aber durch das Trommelgeräusch das dumpfe Stampfen nackter Füße auf dem Boden.

Tanzplatz der Verfluchten!

Er hatte seinen Namen tatsächlich zu recht bekommen. Ja, hier wurde getanzt, wenn auch für mich noch nicht sichtbar, sondern schattenhaft und unheimlich.

Ich hatte mich an ein schmales Fenster gestellt und schaute nach draußen. Viel war nicht zu sehen.

Die Gestalten hoben sich von der Dunkelheit kaum ab, ich sah sie nur

mehr als hin- und herwischende Schatten, die mit dem Untergrund kaum Berührung zu haben schienen.

Der Tanz steigerte sich. Die Geräusche blieben zwar dumpf, sie erklangen dennoch viel intensiver und lauter als zuvor. Mittlerweile gellten auch die ersten Schreie auf.

Laute Rufe, sehr schrill klingend, gleichzeitig flehend und auch heulend. Sie erfüllten die Lichtung, drangen in die Dunkelheit des Waldes wie eine finstere Botschaft und verhallten irgendwo zwischen den dicht stehenden Bäumen.

Ich überlegte, ob ich mich nicht zurückziehen sollte. Noch war der Zeitpunkt günstig. Die Indianer waren damit beschäftigt, sich allmählich in Ekstase zu tanzen, da hatten sie wahrscheinlich für die Umwelt keinen Blick.

Natürlich mußte ich höllisch achtgeben. Vielleicht hatten sie weitere Wachen aufgestellt, und durch den normalen Eingang konnte ich auch nicht schleichen, da wäre ich ihnen direkt in die Arme gelaufen. Mich wunderte nur, daß sie im Dunkeln tanzten, aber möglicherweise war es eben ein Tanz der Finsternis, der Nacht, der wilden Dämonen.

Möglich war alles…

Ich suchte nach einem zweiten Ausgang. Vielleicht gab es eine Hintertür oder ein anderes Loch, durch das ich mich schieben konnte. Daran hatten die Erbauer bestimmt gedacht. Ich verließ den größten Raum, gelangte in den zweiten, kleineren, den ich schon aus meiner Zeit kannte, und entdeckte eine Wand, die später nicht mehr vorhanden oder eingestürzt war. Sie wurde von einer Tür unterbrochen.

Vorsichtig drückte ich diese auf.

Viel war nicht zu sehen. Da ballte sich die Schwärze zusammen, durch die ein typischer Geruch trieb.

Stallgeruch. Heu, Stroh roch so und auch Pferde. Ich hatte vor kurzem noch das Schnauben gehört, vernahm es jetzt wieder, als wüßten die Tiere, daß sich ihnen jemand näherte.

Ich schob mich über die Schwelle. Sehr langsam bewegte ich mich dabei. Allmählich hatten sich meine Augen auch an die Verhältnisse gewöhnt. So machte ich Umrisse aus, die mir wie Boxen vorkamen. Dort mußten die Tiere stehen.

Ein Pferd schlug mit seinem Schweif. Er huschte dicht an meinem Gesicht vorbei. Die Tiere wandten mir ihr Hinterteil zu. Als ich sie passierte, schnaubten sie wieder und scharrten ungeduldig mit den Hufen. Wahrscheinlich mochten sie mich, den Fremden, nicht besonders.

Sollte ich Licht machen?

Ich schaute hoch. Leider konnte ich weder die Decke noch das Gebälk erkennen, falls überhaupt etwas da war.

Und eine Tür?

Wenn es sie gab, war sie verschlossen, denn nichts zeichnete sich innerhalb der Wand ab.

Ich ging auf Zehenspitzen weiter. Unter meinen Füßen raschelte Stroh. Manchmal zerknirschte festgebackener Dreck. An den Geruch hatte ich mich inzwischen so weit gewöhnt, daß mir ein anderer direkt auffiel. Er paßte einfach nicht in diesen Stall.

So roch Fett oder Tran. Ranzig und scharf stieg er mir in die Nase. Einfach widerlich.

So roch kein Tier!

Es war nur mehr eine Blitzidee, auch ein Reflex, der mich reagieren ließ. Ich ging einen Schritt zurück, schaltete die Lampe ein und bewegte die Hand.

Da sah ich das Gesicht.

Grausam verzerrt, angemalt und mit offenstehendem Mund. Das Haar des Indianers stank widerlich, obwohl es nur mehr als Kamm auf seinem Kopf wuchs.

Er hatte hier gelauert - und er wollte mich töten. Das Kriegsbeil flog im nächsten Moment aus seiner Hand und jagte auf mich zu. Wie ein Tänzer drehte ich mich zur Seite, so daß mich die Waffe verfehlte.

Dann kam der Werfer selbst.

Mit einem gewaltigen Sprung hechtete er auf mich zu. Die Arme ausgestreckt, die Hände zu Fäusten geballt. So wollte er mich einfach umrennen. Ich ging voll in seinen Sprung hinein. Damit hatte er nicht gerechnet. Als wir beide zusammenprallten, hörte ich ihn stöhnen. Ich war vorbereitet, er weniger, und er flog zurück bis fast dorthin, wo ich ihn entdeckt hatte.

Der Indianer machte einen leicht benommenen Eindruck. Die kleine Lampe hatte ich fallen lassen.

Sie leuchtete in die Richtung meines Gegners, der ein Messer hervorholte.

Die Klinge sah mir verdammt gefährlich aus. Wie eine Katze sprang er hoch, das Messer stoßbereit haltend, aber ich war wieder einmal schneller.

Diesmal hieb ich mit der Beretta zu.

Der Schlag kam voll durch. Er traf seinen Schädel, so daß der Eingeborene zusammensackte, die Augen verdrehte und zu Boden fiel. Ich trat ihm noch die Beine weg, sonst wäre er in seine eigene Klinge gefallen. Das Messer nahm ich an mich, ebenso wie die Lampe.

Die Pferde beruhigten sich auch. Unser Kampf hatte sie leicht aufgeregt. Endlich sah ich die Stalltür an der Hinterseite. Man mußte sie schon anleuchten, um ihre Umrisse überhaupt erkennen zu können. Matt glänzte das Metall einer Klinke.

Ich drückte sie nach unten, konnte die Tür aufziehen und schloß sie

sofort wieder, als ich die schattenhaften Gestalten sah, die an der Rückseite vorbeihuschten.

Verdammt, diese Station war doch umzingelt worden.

Es gab nur einen Ausweg aus dieser Misere. Ich mußte den gleichen Weg wieder zurück und zusehen, daß ich einen anderen Ausgang nahm. Vielleicht doch den an der Vorderseite.

Wohl war mir dabei nicht, weil ich einfach zu leicht vom Regen in die Traufe geraten konnte.

Allmählich wurde es doch ungemütlich. Die Schreie der Tanzenden hatten sich zudem noch mehr gesteigert. Die Männer schienen sich dem Ziel zu nähern, und als ich den Stall durchquert hatte, stellte ich auch fest, daß draußen nichts mehr so war wie zuvor.

Ein Feuer loderte!

Ich blieb augenblicklich hinter der Stalltür stehen, denn der Widerschein der Flammen drang auch durch die Fensteröffnungen und zeichnete ein zuckendes Muster auf den Boden. Wenn ich da hineinlief, würde sich auch mein Schatten sehr deutlich abzeichnen.

Eigentlich zu deutlich!

Dennoch wollte ich wissen, wie das unheimliche Fest weiterlief. Geduckt näherte ich mich einem Fenster, stieg auch über den im Weg liegenden Toten hinweg und peilte im schrägen Winkel durch das Fenster. Mein Standplatz war gut gewählt, denn ich konnte direkt auf die Flammen schauen, die sich bewegten wie dunkelrote, mit gelblichen Flecken durchsetzte Feuerarme.

Das Feuer leuchtete fast den gesamten Platz aus. Ich sah auch die Mauer, über die ich in der Gegenwart geklettert war. Hier war sie noch ganz, aber mehr interessierten mich die schaurig aussehenden, bunt bemalten Gestalten der Indianer, die um die Flammen tanzten, Schreie ausstießen, sich drehten, stampften, wirbelten und sogar mit wilden Sprüngen durch das Feuer jagten.

Auf der Mauer hoben sich die Wächter ab. Sie sahen aus wie Figuren aus Stein und hatten ihre Bögen gespannt.

Die Flammen funkelten und tanzten. Sie griffen nach den Indianern, glitten über die Gesichter, die nackten Arme, die bloßen Beine und sengten die Haare an, wobei sie zudem noch die dick aufgetragene Farbe zum Schmelzen brachten, so daß diese über die Gesichter rann und sie noch maskenhafter aussehen ließen.

Manche Irokesen sprangen auch vom Feuer weg und gerieten bis dicht vor das Fenster. Ich hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um mit den Fingern über ihre an den Seiten kahlgeschorenen und bemalten Köpfen zu fahren.

Das ließ ich bleiben.

Eines fiel mir auf.

Die Hauptperson fehlte. Derjenige, der Shalaka genannt wurde,

machte den Flammentanz nicht mit.

Weshalb hielt er sich dieser beschwörenden Zeremonie fern.

Darauf würde mir keiner der Tänzer eine Antwort geben. Ich aber wollte ihn sehen und blieb weiterhin in Deckung.

Nach einigen Minuten nahm die Intensität des Tanzes ab. Die Indianer kamen mir plötzlich erschöpft vor. Ihre Bewegungen schliefen ein, die Schreie waren längst nicht mehr so laut. Sie gellten auch nur hin und wieder auf. Es waren die beiden Trommeln, die sie ausstießen, immer dann, wenn sie nicht mehr auf die Felle schlugen.

Das mußte einen Grund haben!

Erschöpft taumelten die Indianer zur Seite. Sie bückten sich der Reihe nach und hoben etwas auf, das am Boden stand. Zuerst konnte ich den Gegenstand nicht erkennen, den jeder von ihnen an die Lippen führte, bis sich ein Tänzer drehte. Ich sah, daß er einen Krug umklammert hielt, aus dem er trank.

Mir war bekannt, daß es gerade die Naturvölker immer wieder verstanden hatten, aus den Pflanzen und Kräutern Trünke herzustellen, die so etwas wie ein Rauschgift und gleichzeitig ein Aufputschmittel waren. So etwas würden sie wahrscheinlich zu sich nehmen, um sich für die Nacht zu rüsten.

Nachdem jeder getrunken hatte, taumelte er zur Seite und damit auch in die Dunkelheit hinein. Ich bekam noch mit, wie sich die Krieger fallen ließen, irgendwo hocken blieben, in die Flammen starrten und über die verbrannten Stellen auf ihrer nackten Haut strichen.

Weshalb taten sie das?

War es die Ruhe vor dem Sturm? Warteten sie jetzt ab, daß ihr großer Meister kam?

Noch tat sich nichts. Ich hätte vielleicht die Chance gehabt, mich zu verdrücken, doch da waren noch immer die hockenden Wächter auf dem Rand der Schutzmauer.

In die Männer kam Bewegung.

Sie hatten etwas gesehen, das mir verborgen geblieben war, denn sie standen auf, drehten sich dabei und richteten die Spitzen der Pfeile in den dunklen Wald.

Von dort kam jemand.

Auch die Tänzer hatten mitbekommen, was geschehen war. Die Trommler ebenfalls, denn sie bewegten zugleich ihre Arme, um mit den Handflächen auf die Felle der Trommeln zu schlagen.

Noch hielt sich das Geräusch in Grenzen. Nur ein leichtes Grummeln schwang über den Tanzplatz und erreichte meine Ohren. Wahrscheinlich besaß auch dieses Geräusch seine Bedeutung, das sich steigerte, je mehr Zeit verstrich.

Es näherte sich der Höhepunkt.

Noch konnte ich nichts entdecken, aber die Wächter sprangen plötzlich von der Mauerkrone und liefen dorthin, wo sich, für mich kaum sichtbar, die Umrisse eines Tores abzeichneten.

Sie rissen es auf, hielten sich an den Stangen fest und beugten sich so tief nach vorn, daß es aussah, als würden sie mit der Stirn den Untergrund berühren.

Niemand achtete mehr auf die alte Station, so daß ich mich sicherer bewegen konnte. Diesen Umstand nutzte ich für einen Platzwechsel aus. Ich huschte dorthin, wo sich die Tür befand und drückte sie noch weiter auf, damit meine Sicht besser wurde.

Endlich hatte ich den vollen Überblick bekommen!

Wie ein Fremdkörper stand das zuckende und sich bewegende Feuer in der Dunkelheit, das immer wieder mit seinen Spitzen in die Finsternis hineingriff, als würde es dort etwas Kostbares zu fassen bekommen.

Hinter dem Feuer befand sich das schmale Tor. Es war offen, und ich sah jetzt die Bewegung.

Dort kam jemand!

Das mußte einfach Shalaka sein.

Auch mir stockte der Atem. Der Höhepunkt des Festes war durch sein Erscheinen eingeleitet worden. Ich bekam endlich Aufklärung über viele Dinge, die noch im dunkeln lagen.

Ja, er war es.

Mich durchrieselte ein Schauer, als ich die hochgewachsene Gestalt sah. Diesmal nicht als Geist, aber auch so überragte sie all die anderen Krieger.

Niemand blieb mehr sitzen. Bis auf die Trommler, die den Auftritt des Häuptlings oder Medizinmannes mit dumpfem Wummern begleiteten. Breitbeinig hatten sich die Irokesen aufgebaut. Sie waren noch vom Tanz erschöpft, vom Trunk berauscht, und es bereitete ihnen Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Deshalb hatten sie sich so breitbeinig hingestellt, um nicht zu fallen.

Er kam wie ein König. Ein Mann, der sich seiner Würde bewußt war.

Äußerlich wirkte er etwas lächerlich. Vielleicht hätten andere Menschen auch gelacht, ich jedoch verbiß mir eine solche Reaktion. Ich wußte schließlich, was die Maske bedeutete.

Shalaka hatte sie über seinen Kopf gestülpt. Sie verzeichnete und verzerrte sein Gesicht völlig. Aus gelben und schwarzen Streifen bestand die Maske, und das Muster zog sich auch noch um seinen Schädel herum, wobei es im Nacken wieder zusammentraf.

Die Bewaffneten richteten sich wieder auf. Sie drehten sich so, daß sie ihrem Herrn und Meister in den Rücken schauen konnten. Shalaka ging vor bis an den Rand des Feuers. Sein Körper war bis auf einen Lendenschurz nackt. Er hatte die Haut be- und übermalt. Streifen,

Kreise, Dreiecke, Augen - Zeichen aus der alten indianischen Mythologie, mit denen ich nichts anfangen konnte, die aber für diese Menschen hier sehr wohl eine Bedeutung besaßen.

Ich bekam eine Gänsehaut, und mich überlief es gleichzeitig kalt, als ich sah, wie dicht Shalaka vor dem Feuer stand. Der mußte ja von den Flammenspitzen einfach verbrannt werden.

Sie strichen um Beine, Hüften und Brust, aber der große Shalaka ertrug die Schmerzen ohne ein Wort der Klage.

Seine Krieger schauten ihn an, als er den linken Arm hob und ihn danach wieder senkte.

Das Zeichen galt den Trommlern.

Augenblicklich bewegten sie ihre Hände und schlugen mit den Flächen auf die Instrumente. Nicht sehr hastig, eher langsam, aber lauter als vorhin. Der wummernde Klang steigerte sich auch von Sekunde zu Sekunde. Im Zirkus erlebt man diese Art von Rhythmus immer dann, wenn sich eine Darbietung dem Höhepunkt näherte.

So war es auch hier.

Ich wußte, daß bald etwas geschehen mußte. Nicht ohne Grund hatte Shalaka diesen Platz eingenommen.

Ich dachte darüber nach, was er vorhatte. Wer in dieser Haltung vor dem Feuer stand, für den gab es eigentlich nur einen Weg.

Hinein in die Flammen!

Würde er es tatsächlich auf einen Selbstmord ankommen lassen? Das wollte ich nicht glauben, aber ich mußte die Sachlage auch mit anderen Augen ansehen.

Es gab genügend Menschen auf diesem Erdball, die unvorstellbare geistige Kräfte besaßen und in der Lage waren, durch Flammen oder über glühende Kohlen zu schreiten.

Dazu gehörte ein völliges Mit-sich-selbst-zufrieden-sein, eine innere Einstellung, die es auch fertigbrachte, äußerliche Schmerzen zu übertünchen oder sie sogar vergessen zu machen.

Der Klang wurde forciert. Man konnte nicht mehr entweichen, er hüllte den Tanzplatz ein, wurde in alle vier Himmelsrichtungen getragen, um letztendlich von der Dunkelheit des Waldes verschluckt zu werden.

Shalaka, der Mann mit der unheimlichen Maske, nickte. Gleichzeitig straffte er seine Schultern, indem er sie anhob - und machte den ersten großen Schritt.

Ja, er lief in die Flammen!

Schlagartig verstummte der Trommelklang. Ich hielt den Atem an, weil ich damit rechnete, daß die Flammen an ihm hochsteigen und ihn verbrennen würden.

Das geschah nicht.

Er ging weiter, als wäre das Feuer überhaupt nicht vorhanden. Und

er schritt in die Mitte des Flammenkreises, wo es am heißesten war.
Dort blieb er stehen!
Bisher hatte er uns den Rücken zugedreht, jetzt wandte er sich um, hob beide Arme und riß sich mit einem heftigen Ruck die Maske vom Kopf.
Jetzt sah ich ihn so, wie ich ihn kannte.
Er war der Irokese, den ich als Geist erlebt hatte!

***

Nein, er hatte sich kaum verändert. Ob als Körper oder feinstofflich, im Prinzip war er der gleiche geblieben. Das finstere, bemalte Gesicht, die bemalten Wangen, die Stirn und das Kinn. Hinzu kamen die schwarz wirkenden Lippen und die Augen, die mich an Kohlestücke erinnerten.
Er war eben ein besonderer Mensch. Möglicherweise ein Medizinmann, der mit mir unbekannten Kräften im Bunde stand.
Regungslos blieb er und ließ sich von den heißen Feuerzungen umspielen. Die Ausläufer der Flammen reichten bis über seinen Kopf hinweg, so daß sie ihn umgaben wie eine Haube, denn am Nacken fügten sie sich wieder zusammen.
Dieses Bild vergaß man einfach nicht. Es prägte sich auch bei mir ein, wobei ich darüber nachdachte, welch einen Menschen ich wohl da vor mir hatte.
In die Krieger geriet Bewegung. Sie traten an das Feuer heran, begleitet vom dumpfen Klang der Trommeln. Aber sie gingen nicht in die Flammen hinein, keiner von ihnen besaß die Stärke eines Shalaka.
Der Rhythmus schlief ein. Selbst das Atmen der Menschen war nicht mehr zu hören. Nur noch das Rauschen des Feuers, das eigentlich ohne Nahrung war und doch brannte.
Erst jetzt fiel mir auf, daß kein Holz entzündet worden war. Die Flammen lagen förmlich auf dem Boden, bevor sie in die Höhe leckten. Möglicherweise hatten die Irokesen den Untergrund getränkt, es konnte sich ebensogut um ein magisches Feuer handeln.
Ich stand günstig, so daß ich Shalaka gut sehen konnte. Und ich sah auch, daß sich sein Mund bewegte.
Er sprach.
Nichts Besonderes an sich, für mich jedoch ein Phänomen, denn ich verstand seine Worte.
Nur drangen diese mir nicht aus seinem Mund entgegen, sondern aus einem Gegenstand, den ich in der Hand hielt.
Aus der Mitte des Kreuzes!

***

Das war ein Hammer!
Ich hielt zunächst einmal den Atem an, weil ich glaubte, mich

getäuscht zu haben. Schaute noch einmal hin, lauschte, horchte und hatte keinen Zweifel mehr.

Das Kreuz diente in diesem Falle als Übersetzer und gleichzeitig als Lautsprecher. So hörte ich, was er sagte, und es waren Sätze der Trauer, des Zweifels, der Vorwürfe und des Versagens.

Shalaka rechnete mit sich selbst ab. Er sprach mit einer beschwörenden Stimme, als wollte er alle Geister des Universums zu Hilfe holen. »Seit vielen, unzähligen Monden, die vergangen sind, haben unsere Väter und Vorväter diesen Platz als heiligàngesehen. Kein Fremder durfte ihn je betreten. Jeder Häuptling und jeder Medizinmann hat dafür gesorgt, daß nur Eingeweihte und besondere Krieger zu den großen Weihefesten der Götter und Dämonen herkamen, um sie durch ihre Opfer gnädig zu stimmen. Er war zu einem Tanzplatz der Hoffnung und des Glücks für uns geworden. So gingen die Zeiten ins Land, kamen die Sommer, die Winter, der Schnee, der Regen und manchmal auch die Dürre. Der weiße Mann drang in dieses Land ein und versuchte, uns aus unseren heiligen Gebieten zu vertreiben. Wir werden uns wehren, wir haben uns gewehrt, kein Weißer soll jemals unser Land besitzen. So wie meine Vorväter das Vermächtnis von meinen Vätern bekommen haben, bekam ich es von meinen Vätern. Aber ich habe es nicht gut verwaltet. Die Weißen fanden diesen Heiligen Platz und haben ihn entweiht. Ja, sie schändeten ihn, und ich habe versagt, weil ich sie nicht aufhielt. Aus dem heiligen Tanzplatz ist nun ein Tanzplatz der Verfluchten geworden, denn man sagt, daß derjenige sterben muß, der mithalf, den Platz zu entweihen. Ich bin es gewesen, der sie nicht aufhalten konnte, und so habe ich das magische Feuer anzünden lassen, damit die lodernden Flammen mich verschlingen. Ich werde mich als Opfer hingeben, so wie es verlangt wird. Vielleicht habe ich durch diese Sühne den Platz wieder zu dem gemacht, was er sein soll. Zu einer geweihten Stätte. Die Götter mögen mir gnädig sein. Sie haben mich von allen anderen Kriegern hervorgehoben und stark gemacht. Jetzt sollen sie mich als Opfer annehmen und wieder ihre schützenden Hände über den Platz halten.«

Ich hatte inzwischen verstanden, was dieser Shalaka wollte. Selbstmord begehen, sich opfern, weil er versagt hatte. Ja, diese Art von Ehrenkodex gab es, aber er steckte auch mit finsteren Mächten im Bunde, die er auch anrief.

»Wenn ich mich von den Flammen vernichten lasse, so wird mein Geist doch weiterleben. Ich gebe ihn in die Hand des Großen Schwarzen, der die Unterwelt beherrscht und sein Feuer in das Totenreich bläst. Er wird mich als Geist weiterleben lassen, so daß ich immer über den Tanzplatz wachen kann, damit ihm kein weiteres Leid geschieht. Auch wenn noch einmal so viele Monde ins Land gehen,

wie diese Welt alt ist, so hat mein Versprechen dennoch Bestand. Niemand soll mir nachsagen, ich hätte versagt. Ich gebe mich den Göttern hin, mögen sie mir gnädig sein und mein Opfer annehmen. Aber ihr, meine Krieger, werdet nicht ohne Schutz sein, auch eure Nachkommen nicht. Ich bleibe, mein Geist wird wachen, er wird immer hier sein und Gefahren abhalten…«

Genau das war der Augenblick, als sich die Flammen plötzlich zusammendrängten und so dicht über die Haut des Irokesen strichen, daß sie ihn wie eine dünne Kleidung umgaben. Er griff zur Streitaxt, riß sie hervor, behielt sie in der Faust und reckte dabei seinen Arm hoch.

Dann starb er.

Er verbrannte nicht, nein, zuerst lief die Farbe zusammen. Sie schmolz, sie rann, ineinander, so daß neue Muster auf der Haut entstanden. Ein regelrechter Schmier lief an den Beinen, den Armen und am Oberkörper des Mannes entlang und fiel praktisch ab wie eine Schutzhülle. Shalaka aber blieb stehen. Das Feuer tat ihm nichts, er konnte einfach keine Schmerzen spüren, sonst hätte er geschrieen.

Ein Mensch, der vor meinen Augen verbrannte, blieb stumm, obwohl die Flammen jetzt auf ihn übergriffen.

Sie zerstörten ihn.

Jedoch anders als bei normalen Menschen. Leider hatte ich sie schon brennen sehen. Ich kannte sie als lebende Fackeln, hier aber tötete das Feuer auf eine andere Art und Weise die Hülle.

Es schmolz sie zusammen.

Plötzlich löste sich die Haut von den Knochen. Sehr schnell schon schimmerte das weißgelbe Gebein durch den tanzenden Vorhang. Die Haare verschwanden, sie zersprühten regelrecht, bevor die Haut wie dickes Öl von den Schultern floß.

Der Vorgang war schrecklich, ich schaute trotzdem hin, denn er war ungemein wichtig für die Dinge, die sich in ferner Zukunft ereignet hatten.

Zwei Dinge blieben zurück.

Ein Skelett - und eine Maske!

Sie wurde nicht mehr von einer normalen Hand umklammert, dafür von einer Knochenklaue, von der jegliche Hautfetzen abgeschmolzen waren. Aber sie verbrannte nicht, und auch das Gerippe wurde kein Raub der Flammen. Das Gegenteil trat ein.

Als hätte jemand intervallweise in das Feuer gepustet, so zog es sich zurück. Die Flammen sanken zusammen, sie wurden kleiner und kleiner, bis sie nur mehr Kniehöhe besaßen.

Dann verlöschten sie völlig.

Genau dort, wo sie aufgelodert waren, stand jetzt das Skelett Shalakas. Allmählich trieb auch der Rauch davon. Ich schaute ihm

nicht nach, weil mich der Knöcherne viel mehr interessierte.

Er bewegte sich.

Da es still geworden war, hörte auch ich das Knacken seiner Knochen. Eine Hand brach ab, dann ging es Schlag auf Schlag. Plötzlich brach das Skelett auseinander. Die einzelnen Knochenstücke wirbelten durch die Luft, wo sie sich überschlugen und auf den Boden prallten. Ein regelrechter Kreisel entstand, der sich in seiner Größe schnell verringerte, je mehr Gebeine aus ihm hervorgerissen wurden.

Sie blieben in der Mitte der Feuerstelle liegen. Ein Haufen schimmernder Knochen. Gebeine, die nicht verbrannt waren.

Sie sollten, wie auch der Geist des Medizinmannes, die Zeiten überdauern.

Die Krieger hatten der Zeremonie starr und fassungslos zugeschaut. Jetzt erst kam Bewegung in sie.

Sie warfen sich auf die Knie, küßten den Boden, heulten und jaulten, so daß der Totengesang über den Tanzplatz schallte und in den Wald hineindrang.

Er wurde leiser.

Ich wunderte mich darüber, denn ich hatte plötzlich den Eindruck, als hätte sich ein Vorhang zwischen uns geschoben. Ein ungewöhnlich starker Druck lastete plötzlich auf dem Kreuz, und dann erlebte ich alles umgekehrt.

Man riß mich wieder zurück in meine Zeit!

***

Vor mir sah ich die Maske!

Eine böse, widerliche Larve, dämonisch gezeichnet, unter einer satanischen Kraft stehend. Sie schwankte, sie bewegte sich, bis ich feststellte, daß ich es war, der sich nicht mehr so locker auf den Beinen halten konnte.

Ich hatte einiges hinter mich gebracht und wußte nicht mehr, ob es Traum oder Wirklichkeit war.

Verwundert schüttelte ich den Kopf, atmete die kalte Luft und schaute auf das Kreuz, wobei ich es gleichzeitig mit der kleinen Halogenleuchte anstrahlte.

Noch sehr deutlich erinnerte ich mich daran, daß Shalakas Stimme aus der Mitte des Kreuzes erklungen war, denn diese Stelle hatte reagiert wie ein Lautsprecher. Und mir war es durch das Rufen der Beschwörungsformel gelungen, mich in die Vergangenheit zu versetzen. Wieder mußte ich daran denken, daß die Mitte des Kreuzes von der mächtigen Dämonin Lilith manipuliert worden war.

Sie hatte dort die mir noch unbekannten Zeichen entrissen. Nur deshalb hatte es auch geschehen können, daß mein Kreuz an dieser Stelle wie ein Lautsprecher wirkte. Wahrscheinlich auch, weil Shalaka

mit Kräften in Verbindung stand, die ich zu den Dämonen der Hölle zählte.

Die Maske blieb. Ich erinnerte mich genau an das Versprechen, das Shalaka gegeben hatte, als er starb. Kein Fremder sollte den Tanzplatz ungestraft betreten können.

Ich hatte ihn betreten, also würde ich auch seine Rache oder Abrechnung zu spüren bekommen.

Hatte er noch mein Kreuz manipuliert? Äußerlich hatte es sich nicht verändert, auch die Mitte nicht, die ich besonders intensiv anstrahlte.

Und doch war es beeinflußt worden. Aus der Mitte schoß, bevor ich es verhindern konnte, ein langer Streifen hervor, der von einem zischenden Geräusch begleitet wurde.

Ich sprang zur Seite, sah auch, daß sich die Maske löste und schleuderte das Kreuz vor.

Es hatte plötzlich in meiner Hand gebrannt. Dann jagte ich mit gewaltigen Schritten aus der verfallenen Station und blieb genau dort stehen, wo vor langer Zeit einmal ein Schamane namens Shalaka sich selbst gerichtet hatte.

Jetzt wartete ich auf ihn.

Ich hatte den Eindruck, als würde die Erde brennen. Das war natürlich eine Einbildung, aber die Ereignisse lagen eben zu nahe erst zurück. Noch war ich allein.

Allerdings hatte ich einen Begleiter bekommen. Der Mond war als fast runder Ball hinter den hohlen Baumwipfeln der Wälder erschienen und beleuchtete mich wie ein großes gelbes Auge.

Eine klare, kühle Winternacht, fast romantisch, doch eher den Touch des Unheimlichen in sich führend.

Shalaka war da. Er lauerte in der Nähe. Wann würde er sich zeigen? Ich schaute zum verfallenen Stationsgebäude hin. Da ich innerhalb der Mauern stand, wurde mein Blick durch nichts behindert.

Und ich sah plötzlich das geheimnisvolle Schimmern. Als matter Schein fiel es durch eines der Fenster. Es bewegte sich sogar, und ich dachte sofort an die tanzenden Knochen.

Ja, sie kamen…

Zuerst sah ich ihre heftigen, zitternden Bewegungen in der offenen Tür, mehr Widerschein als Gegenstand, und er hatte auch eine andere Farbe angenommen.

Silberfarben…

Im nächsten Augenblick stockte mir der Atem. Die Knochen schwebten lautlos aus dem verfallenen Gebäude in die Dunkelheit der Nacht hinein. Aber zwischen ihnen befand sich etwas, das da überhaupt nicht hingehörte.

Mein Kreuz!

***

Plötzlich bekam ich feuchte Hände. Ich hätte losbrüllen können, denn in diesem Augenblick demonstrierte mir das Knochenbild meine eigene Machtlosigkeit.

Es hatte Hölle, Tod und Teufel widerstanden, wieso nicht diesem alten Schamanen? Hatte es die Seite gewechselt. War die uralte Naturmagie doch stärker, als ich angenommen hatte?

Rätsel über Rätsel, über die ich nicht lange nachdenken konnte, ich mußte etwas tun.

Nicht ohne Grund hatte ich den Bumerang eingesteckt. Mit dieser Waffe konnte ich dem Fall *die* entscheidende Wende geben. Dennoch zitterte meine Hand, als ich den Bumerang hervorholte und sein Ende hart umklammerte.

Ich fürchtete mich davor, ihn zu schleudern. Schließlich befand sich mein Kreuz zwischen den schwebenden Knochen. Wenn es mit dem Bumerang kollidierte, was geschah dann?

Und wo hielt sich der Geist verborgen?

Er war mit einem Tomahawk bewaffnet, der die Fähigkeit besaß, andere Menschen zu töten und einen Flammenherd zu errichten. Auch an ihn mußte ich denken.

Ich drehte mich um.

Da sah ich ihn!

Er schwebte über die Mauer hinweg. Geist und Maske waren eine Verbindung eingegangen. In meinem Rücken befanden sich die tanzenden Knochen, vor mir der Irokese mit dem hochgerissenen Arm, als wollte er seine Kriegsaxt schleudern.

Wer von den beiden war gefährlicher?

Ich wußte es nicht, und ich mußte mir einen aussuchen.

Den Geist knöpfte ich mir vor.

Bumerang oder Tomahawk. Vielleicht waren sie gleichstark. Es kam nur darauf an, wer sie zuerst schleuderte.

Shalaka beugte sich vor, als wäre ein Windstoß in die geisterhafte Gestalt hineingefahren.

Ich warf die Waffe. Dabei hörte ich sogar noch das Pfeifen. Mit ungeheurer Geschwindigkeit raste sie auf ihr Ziel zu.

Hinein in den Geist - und getroffen!

Magien entluden sich. Lichtblitze entstanden, gewaltige Wirbel vereinigten sich zu einem langgezogenen Strudel, der sich mit seinem Ende in die Erde zu bohren schien.

Kein Schrei gellte über die Lichtung, nur ein finsteres Heulen, und unter mir zitterte der Boden.

Ich fuhr herum.

Die Knochen tanzten wie verrückt. Sie schlugen durch die Luft, prallten gegeneinander, aber sie blieben dabei nicht ganz. Die hohl klingenden Geräusche erinnerten mich an eine arhythmische

Klaviermusik. Jedesmal wenn die Gebeine aneinanderschlugen, lösten sie sich auch vor meinen Augen auf.

Als Staub rieselten sie zu Boden.

Und das Kreuz?

Es tanzte noch in der Luft. Erst als der letzte Knochen zerstört worden war, fiel es zu Boden. Ich lief hin, hob es auf und steckte es wieder ein.

Der Geist war nicht nur gebannt, sondern auch vernichtet worden. Shalaka würde nie mehr töten können.

Dennoch war mir nicht wohl. Wenn ich daran dachte, welches Bauwerk in diese Gegend kommen sollte, wäre ich am liebsten vor Wut im Boden versunken. So konnte ich nur noch auf die Einsicht der Verantwortlichen hoffen.

***

Abe Douglas fiel es schwer, mir zu berichten, wie es ihm ergangen war. Er hatte eine leichte Gehirnerschütterung abbekommen, lag im Fond, während ich fuhr, und sagte nur: »Als ich ausstieg und die Wagentür schloß, waren die verdammten Knochen plötzlich da. Sie haben mich einfach umgehauen. Wie aus dem Nichts, weißt du?«

»Klar, Abe.«

Nach einer Weile fragte er. »Und wie hast du es geschafft?«

»Nun ja.« Ich lächelte. »Es ging so…«

Er lachte. »Ich kann mir schon vorstellen, wie du gewirbelt hast. Aber so einige Knochen sind ja kein schwerer Gegner, wie ich annehme.«

»Nein, Abe, es war alles ganz einfach.«

»Dann ist es ja gut«, sagte er mit leiser werdender Stimme und schloß die Augen.

Ich hätte gern eine andere Strecke genommen. Das war nicht möglich. So schaukelten wir auch weiterhin über den unebenen Boden, was für Abes Zustand Gift war.

Gegen Mitternacht erreichten wir Rainbow Falls. Unsere Ankunft war beobachtet worden, denn als wir vor dem Office des Sheriffs anhielten, strömten die Zuschauer herbei und sahen, wie ich den Camaro verließ.

»Sie leben noch?« staunte Flash Hunter.

»Ja, wie man sieht. Aber mein Kollege braucht einen Arzt.«

»Ja, ja.« Der Sheriff wandte sich an einen Halbwüchsigen. »Hol Doktor Wendell.«

Jemand drängte sich vor und reichte mir ein Glas mit Whisky. »Hier, für den Sieger!« hörte ich eine rauhe Stimme.

Es war Kilkanny, der mir das Glas gebracht hatte. Ich bedankte mich und schaute ihn an, bevor ich meinen Trinkspruch los wurde. »Auf daß es euch wieder gutgeht und ihr auch vor Dingen, die man als

moderne Technik bezeichnet, verschont bleibt.«

Sie wußten zwar nicht, was ich damit meinte, aber sie tranken mit mir darauf.

Von den drei vermißten Männern hatten auch Abe Douglas und ich keine Spur mehr gefunden.

Vielleicht würde man Jahre später ihre Skelette finden und sich darüber ebenso Gedanken machen, wie ich es bei den tanzenden Knochen getan hatte…

ENDE